Benedikt

von

Fanny Lewald.

Zweiter Theil.

Berlin, 1874.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Erstes Capitel.

Viktorine war an einem schönen, heißen Tage in der Frühe ausgeritten, die Baronin nahm ihr zweites Frühstück ein, die Wirthin stand ihr gegenüber. Die Baronin befand sich wohl, sie war in bester Laune, und rühmte es ganz besonders, wie gut man Alles für sie zubereite. Die Wirthin sagte mit einfacher Treuherzigkeit, es freue sie, wenn sie die Herrschaften zufrieden stelle. Es sei ihr bange gewesen, daß es ihr nicht gelingen würde.

„Ach!" sagte die Baronin, „man behilft sich ja recht gern, wo man so viel guten Willen sieht, wenn man es freilich zu Hause auch ganz anders hat und Besseres gewöhnt ist." — Sie rührte dabei langsam ihre Chokolade um, genoß ein paar Löffel davon,

und meinte dann: „Unser Koch ist berühmt für seine Chokoladen — er ist überhaupt berühmt — der beste Koch der Stadt! Ich halte darauf, nicht um meinetwillen,“ setzte sie hinzu. „Sie sehen ja, ich verlange wenig, ich genieße auch nicht viel — aber es paßt sich so! — Wissen Sie, es kommt uns so zu, und es muß auch so sein. Viktorinchen hat Recht darin, es muß Alles harmoniren, Alles!“

Die Wirthin sagte, das sei gewiß sehr richtig und es verstehe sich ja von selbst, daß man sich das Beste schaffe, wenn man es bezahlen könne.

„Es ist nicht um den Genuß!“ fing die Baronin wieder an, „es ist nur um den Anstand! — Aber setzen Sie sich doch!“ schaltete sie plötzlich ein — „setzen Sie sich, es ist ja weiter Niemand hier, und wirklich, ich habe Sie sehr gern.“

Die Wirthin nannte das eine große Ehre für sich und ließ sich, da sie gerade Besseres nicht zu thun hatte, bei ihrem Gaste mit der Bemerkung nieder, ein Weilchen könne sie schon bleiben.

„Wirklich! ich bewundere Ihre Thätigkeit!“ versicherte die Baronin. „Wenn ich es mir so bedenke, daß Sie früh den Mann verloren und Alles selbst in die Hand genommen, und die Kinder erzogen, und

Alles so auf ein bestimmtes Ziel geleitet haben — ich bewundere das."

Die Wirthin nahm das ruhig hin. „Das Müssen ist ein guter Lehrmeister," sagte sie mit ihrer klugen Schlichtheit, „da ist kein groß Bewundern dabei; und wenn Einer ganz sicher weiß, daß ihm kein Andrer hilft, so lernt er sich bald selber helfen. Ich hatte eben keine Wahl!"

„Ja! das ist es!" fiel die Baronin ein, der es nie darauf ankam, zu hören, was ein Anderer dachte oder gethan hatte — „das ist ein Glück! Sie hatten keine Wahl! und Ihre Kinder auch nicht. Aber unser Herrgott hat nicht jeder Mutter ihre Aufgabe so leicht gestellt, als Ihnen hier in Ihrer Einsamkeit!" setzte sie hinzu, es völlig vergessend, daß sie die Wirthin eben erst um der Art und Weise willen bewundert hatte, in welcher sie ihr und der Ihren Schicksale zu leiten verstanden hatte. — „Ihre Aufgabe war leicht, und man sollte das auch von der meinen denken, denn Viktorinchen ist ja gut und schön — es giebt ja gar kein Mädchen so wie sie — aber — was hilft das Alles! — Kann ich sagen, zuversichtlich sagen: ich kann mein Kind glücklich machen, wie ich es wünsche? — Ich kann es nicht!"

„Man sollte doch denken,“ meinte die Wirthin, „wenn man das Fräulein sieht, daß ihm zu seinem Glücke gar Nichts fehle.“

„Heute nicht — und morgen nicht!“ seufzte die Mutter, indem sie die Augenbrauen mit sehr sprechendem Ausdruck in die Höhe zog — „aber — ich würde das nicht Jedem sagen, indeß vor Ihnen thut es Nichts, Viktorinchen ist bald dreißig Jahre — und dreißig Jahre, das ist ein Abschnitt, selbst für ein Mädchen, dem man es nicht ansieht, und daß unsere Tochter eines reichen, eines — warum soll ich das nicht sagen? — eines sehr reichen Mannes, vornehmer Leute, eines großen Hauses Kind ist. — Gott hat uns mit Hab und Gut gesegnet und sie ist unser einzig Kind!“

„Da hat sie also nur zu wählen,“ sagte die Wirthin, „wenn sie sich verändern will.“

„Das hat sie! und das hat sie ja gehabt, seit sie uns herangewachsen ist! Die größten Partien! Junge schöne Männer von den ersten Häusern in ganz Deutschland und aus Frankreich. Sie hätte Alles haben können! einen Fould! einen Pereyre! einen Rothschild! denken Sie sich!“ sagte die Baronin, des höchsten Erstaunens der Wirthin mit Sicherheit gewärtig.

Die aber mußte mit jenen Namen offenbar die richtige Vorstellung doch nicht verbinden, denn sie sagte einfach: „Sie haben ihr also wahrscheinlich nicht gefallen, und sie will warten, bis der Rechte kommt! Da thut sie wohl daran!"

„Wohl! wohl!" erwiderte die Mutter, „was heißt wohl? Es waren Millionaire, große Namen! Sie hätte ein Haus, ein großes Haus, ein erstes Haus machen können, wo sie gewollt hätte! Aber sie wollte keine Convenienz-Partie — sie wollte eine Liebes-Heirath. Gut! Sie konnte das auch haben! Alles haben! Es kamen Cavaliere aus alten Familien, Männer vom Hofe! — Hat sie sie genommen? — Sie wollen mein Geld! hat sie gesagt und hat den Einen fortgeschickt und den Andern fortgeschickt —"

„Es wird nicht der Letzte gewesen sein!" tröstete die Wirthin.

„Gewiß nicht! Viktorinchen ist ja heut noch reizend! Haben Sie's nicht gesehen, der Herr Abt war auch von ihr bezaubert, bezaubert sag' ich Ihnen! Und selbst der ernste Pater Theophilus kann seine strenge Miene nicht behalten, sowie sie ihn nur anlacht! Sie hätten sehen sollen, wie der Bischof ihr gehuldigt hat in diesem Sommer. Er und sein Neffe,

der schöne Graf Stefano — alter, ganz alter Adel! römischer Adel — und ein Mann! — Sie machen sich keine Idee von ihm! — Wie gern hätte der Bischof es gehabt! und ich — wie gern!"

„Und das Fräulein hat auch diesen nicht gemocht?" fragte die Wirthin. „So hat es vielleicht heimlich einen Andern im Sinn?"

„Gott bewahre! Gott bewahre! Freilich im Sinne hat Viktorinchen immer Etwas, denn ich glaube, sie hat eine wunderbare Phantasie; und hätte unser Herrgott uns nicht so mit Hab und Gut gesegnet, daß sie's Gottlob nicht nöthig hat, so hätte sie etwas Großes werden können: eine Malerin, eine Dichterin, eine große Sängerin; denn sie kann Alles, was sie will. Es ist ihr Alles nur ein Spiel und was ihr gerade in den Sinn kommt, das ist ihr in dem Augenblicke Alles. Jetzt hat sie hier nur das Thal und das Kloster und den Abt und den jungen Menschen — den Mönch — wie heißt er nur? im Sinne, — aber," — sie bog sich vertraulich zu der Wirthin hinüber und sagte: „Sie sind doch auch Mutter und wenn Ihre Verhältnisse auch nur klein sind, so werden Sie mich doch verstehen! — Könnten Sie mir vielleicht hier oben, in einem der Nachbarhäuser ein

Quartier ausfinden — ein anständiges Quartier? — Sie verstehen mich doch?"

Die Wirthin mußte bedauernd und sich entschuldigend erklären, daß sie leider die Absicht der Baronin nicht errathe.

„Nicht? — Merkwürdig! und Sie sind doch eine sehr gescheidte Frau! Sehen Sie," fuhr sie fort, indem sie näher an die Aufhorchende heranrückte und sich vorsichtig umsah, ob Niemand in der Nähe sei, — „es kommt Alles auf die Fassung an — auf die rechte Fassung, meine ich — bei Juwelen und auch sonst! — Und der Graf ist ein Mann, wie man keinen Andern findet. Solch einen Solitair muß man für sich selber, ohne alle Fassung glänzen lassen! Das habe ich meinem Manne, hat mein Mann auch dem Herrn Bischof gleich geschrieben, als wir uns hier niedergelassen hatten — und er ist dazu bereit!"

„Wer? Wozu?" fragte die Wirthin, der die Baronin immer unverständlicher wurde, je behutsamer dieselbe sich auszudrücken strebte.

„Der Graf!" sagte diese endlich. „Er ist Oberst in der Nobelgarde Seiner Heiligkeit, er kann nicht immer, wie er möchte, von dem Dienste fort. Aber er wird herkommen in fünf, sechs Wochen, wenn meine Kur

beendet ist. Hier oben, wenn Viktorinchen keine andere Zerstreuungen hat, wenn sie sich nur die Zeit nimmt, ihn kennen zu lernen — wenn sie sehen wird, daß er sich nicht hat abschrecken lassen — daß er beharrlich ist! Und stellen Sie sich vor, ein leiblicher Großneffe Seiner Heiligkeit! — ein leiblicher Großneffe! — Wenn ich das erlebte! — Sie können sich's nicht denken! — Welchen Palast sie wollten, würde mein Mann ihnen kaufen in Rom! welchen sie nur wollten!"

Nun endlich wußte die Wirthin doch, worauf es abgesehen war, und sie versprach, für das Nöthige zu sorgen, wobei die Baronin es ihr denn zur heiligen Pflicht machte, von der Sache weder dem Doktor noch der Tochter das Geringste zu offenbaren; vor Allem aber keine Andeutung fallen zu lassen, welche Viktorinen es kund geben könnte, daß ihre Eltern irgend wie im Bunde mit dem Grafen wären. „Sie hat so ein poetisches Gemüth! sie ist so romantisch!" sagte sie, „ein Naturkind in der großen Welt! ein Wunder für uns selbst! Alle Leute, die sie kennen, sagen es, es ist nicht zu glauben, wie sie ist!"

Sie hatte die letzten Worte noch nicht vollendet, als Viktorine in das Zimmer eintrat. „Von wem

ist die Rede? wer ist die Unglaubliche?" fragte sie, indem sie mit ihren schönen Augen heiter um sich blickte.

Ein süßliches Lächeln glänzte auf der Mutter Antlitz. „Wer sonst als Du mein Herz! Sehen Sie, wie sie aussieht! — Wie das Leben! Gott sei Dank!"

„Ach so!" rief Viktorine, und sich zu der Wirthin wendend, versetzte sie mit einem dreisten Spotte, der ihr aber wohl anstand: „Ich fürchte, Sie werden mich bald so satt haben, als ich mich selbst. Es giebt ja gar nichts Vernichtenderes für das Wohlgefallen, für das der Anderen wie für das eigene, als wenn man sich von Kindheit auf, an jedem Tage immer wieder als ein Wunder aufgetischt wird! Ich bin mir zum Ueberdruß dadurch geworden, und Jeder, der mich zu bewundern vorgiebt, ist mir's ebenso!"

„Viktorinchen!" tadelte die Mutter.

„Kann ich's ändern?" entgegnete die Tochter. „Ich suche ja seit Jahren einen Menschen, der mich nicht mag, und der mich meidet, um —"

„Um was zu thun, mein Engel?" fragte die Baronin.

„Um endlich einmal Etwas zu haben, was mir

nicht angeboten wird; was ich mühsam wie ein Anderer erringen muß: und um mich aus reinem Widerspruch, zum Zeitvertreib, in eine Leidenschaft für ihn zu stürzen!" betheuerte Viktorine, während sie in bester Laune auf die Gallerie hinausging.

Die Wirthin machte ein bedenkliches Gesicht. Ihr schlichter gesunder Verstand errieth die schlimme Wahrheit, welche sich hinter diesem übermüthigen Scherz verbarg. Sie dankte ihrem Schöpfer, daß der Doktor seiner Braut von Herzen eigen war; aber sie war doch weit davon entfernt, zu ahnen, wie rückhaltlos sich Viktorine in den Worten preisgegeben hatte.

Schon zwei Tage hintereinander war sie Morgens hinaufgestiegen nach der Klostermatte, ohne dort, wie sie es erwartet hatte, dem jungen Mönche wieder zu begegnen. Das beschäftigte sie und machte sie ungeduldig. Hielt man ihn ab, seinen gewohnten Morgengang zu machen? Hatte er freiwillig darauf verzichtet? und weshalb das Eine? oder weshalb das Andere? Wußte man im Kloster, daß sie ihn allein gesprochen hatte? hatte er es erzählt? gebeichtet? Wich er aus freiem Willen einem erneueten Zusammentreffen aus, weil er sie gefährlich für sich glaubte?

Sie hätte das wissen mögen! — Sie sah ihn

nimmer noch in seiner anbetenden Bewunderung vor sich stehen, die schönen Augen auf sie gerichtet. Mit solcher Inbrunst hatte ihrem Gesange noch nie zuvor ein Mensch gelauscht. Der Ausdruck seiner Mienen, seine Stellung, hatten sich ihr mit großer Deutlichkeit eingeprägt, so deutlich, daß sie meinte, sie wieder geben zu können. Sie hatte es gestern versucht, ihn aus der Erinnerung zu zeichnen, sie versuchte es heut nochmals, es hatte ihr nicht gelingen wollen. Die alten vortrefflichen Maler, die hatten es verstanden, solche unschuldsvolle Anbetung zu malen. Sie vermochte es nicht — und wie sollte sie es auch? So hatte ja noch Niemand vor ihr dagestanden? Solch eine Hingebung konnte nur in dem Schutze von Klostermauern noch gedeihen!

Sie hatte den Hymnus zierlich in das Reine abgeschrieben, den Anfang mit einem schön gemalten Buchstaben verziert; nun sah sie ihre Arbeit noch einmal sorgsam durch, und sandte sie mit einigen verehrungsvollen Zeilen in das Kloster hinüber. Der Diener war vorgelassen worden und brachte ihr des Abtes persönlichen Dank. Er werde den Hymnus sehr bald im Kloster singen lassen, hatte er gesagt.

Das genügte Viktorinen nicht. Sie selber wollte

ihn von Benediktus hören, für dessen Stimmlage sie ihn aufgeschrieben hatte. Am Abend, als sie mit der Baronin wie an jedem Tage der Vesper beiwohnte, hörte sie ihn die gewohnten Strophen intoniren. Es war der Schluß des Abendsegens, aber er sang ihn seit zwei Tagen schöner noch als sonst. Es schien, als habe er von ihr gelernt wie man die Töne durch langsam getragene Verbindung mächtiger ausklingen lassen könne.

Unter dem Portale traf sie mit Jakobäa und mit den Schwestern Benedikts zusammen. Sie und die Baronin hatten ab und zu ein paar Worte mit den Frauen gewechselt, heute stellte sie sich ihnen, als sie draußen auf der breiten Freitreppe der Kirche waren, plötzlich in den Weg.

Sie sagte, die Mutter und sie hätten schon die ganze Woche hindurch einmal die Schwestern in dem Armenhause besuchen wollen, aber wenn man Nichts zu thun habe, theile man seine Zeit nicht ein, und lasse sie ungenutzt verstreichen.

Es war nun zwar von einem Gange nach dem Armenhause zwischen ihr und der Baronin die Rede nie gewesen, indeß die Letztere griff den Gedanken augenblicklich auf. Sie erkundigte sich um die Zahl

der Alten, der Kranken und der Waisen, die man dort zu verpflegen habe; sie hatte solche Fragen, da sie Wohlthaten zu üben gewohnt war, oft gethan, sie und die Tochter zeigten also Einsicht in dasjenige, worauf es in solchen Anstalten vor allem Andern ankam, und das gefiel den frommen Schwestern, gefiel auch Jakobäa, die sich dadurch gegen ihre Weise zum Verweilen bestimmen ließ.

Die Abrede für den Besuch des Armenhauses wurde dann genommen, die Schwestern gingen mit ihrem freundlich bescheidenen Gruße schnell, die versäumten Augenblicke einzuholen, ihrem Hause zu, und wie danach auch Jakobäa sich entfernen wollte, meinte Viktorine, der Sonnenuntergang verspreche heute besonders schön zu werden, sie möchte noch spazieren gehen.

„Doch nicht allein! jetzt, wo die Sonne bald herunter ist!" meinte die Baronin.

„Frau Jakobäa, nehmen Sie mich mit!" bat Viktorine, als komme ihr das eben in den Sinn.

„Es thut Ihnen Niemand Etwas!" sagte Jakobäa, „Sie können hier in Gottes Namen gehen, wann und wo Sie immer wollen."

„Gewiß," entgegnete das Fräulein, „ich bin auch keineswegs ängstlich, nur die Mutter ist's."

„So kommen Sie!" sprach Jakobäa.

„Jean soll mich holen kommen," sagte Viktorine zur Mutter gewendet, „und mir einen Shawl mitbringen, ich werde oben bei Frau Jakobäa auf ihn warten."

Die Mutter rieth der Tochter noch, sich ja nicht zu erhitzen oder zu erkälten, und Dies und Jenes zu thun und nicht zu thun, und ging darauf allein die kleine Strecke in die Pension zurück.

Zweites Capitel.

Wie alle Bergbewohner, stieg Frau Jakobäa langsam den Berg hinauf, Viktorine hatte ihren Schritt zu mäßigen, wenn sie an ihrer Seite bleiben wollte. So gingen sie ein Ende schweigend neben einander her. Mit einem Male fragte das Fräulein, ob Jakobäa die Vesper auch zur Winterszeit besuche?

„Alle Tage!“ gab sie ihr zur Antwort, „und die Frühmette ebenso!“

Das Fräulein meinte, in der schlechten Jahreszeit müsse das beschwerlich sein, und bei schlechtem Wetter ganz besonders.

„Man gewöhnt's!“ versetzte darauf die Andere.

„Sie sehen dabei freilich Ihre Töchter und hören Pater Benediktus singen!“ bemerkte das Fräulein, ohne daß Jakobäa eine Antwort darauf gab.

Inzwischen waren sie eine Strecke über das Dorf hinausgekommen und Viktorine blieb stehen, weil hinter dem schroffen Grat des Berges, der das Thal gegen Osten abschloß, plötzlich der Mond empor stieg, und der Abendstern zu funkeln anfing, während der letzte Streif des Sonnenballes noch im Verschwinden war.

„Welch ein wundervoller Anblick! welch' eine unvergleichliche Farbenpracht!" rief sie unwillkürlich aus. —

Jakobäa blieb ebenfalls stehen. „Ja," sagte sie, „schön ist's. Einstmalen hat mich's auch gefreut."

„Und freut Sie's jetzt nicht mehr?"

„Wenn mich grad Einer darauf bringt. Von selber acht' ich nicht darauf!" sagte Jakobäa.

Die ganze furchtbare Vereinsamung der finstern Frau sprach aus diesen ihren Worten, und ohne zu bedenken, was sie damit that, rief Viktorine: „Gewiß! Zum Freuen gehören ihrer Zwei!"

„Was wissen Sie davon! Sie sind ja noch allein!" warf Jakobäa hin, sich an ihr erstes Zusammentreffen mit der Fremden offenbar erinnernd.

„Oh! ich habe doch Eltern, Freunde, liebe Freunde!"

Jakobäa machte mit dem Kopfe eine geringschätzende Bewegung.

„Rechnen Sie das für Nichts?“ fragte Viktorine. Sie erhielt darauf gar keine Antwort, und sie gingen wieder vorwärts.

Plötzlich flog es wie ein Lächeln über Jakobäa's hartes Antlitz. „Kinder muß man sehen,“ sagte sie, „wenn sie zum ersten Male darauf achtsam werden und die Hände ausstrecken, um danach zu langen: nach dem Mond und nach den Sternen, als wär's für sie da! Als könnte man es ihnen geben! Und das Weinen, wenn's nachher doch nicht zu haben ist! wenns ganz ferne ab vorüberzieht! — Es ist die erste Lektion, die sie bekommen, ihre erste Lektion im Verzichten und Verzagen!“

Sie sah wie eine der Sibyllen aus, während sie die Worte, der Hörerin kaum achtend, vor sich hin sprach.

„Es muß hart sein, so wie Sie, alle seine Kinder von sich thun zu müssen,“ bemerkte Viktorine, um zu zeigen, daß sie das Schicksal der Familie kenne, jedoch Jakobäa ging nicht darauf ein.

„Liegen muß ein Jeder, wie ihn der Herrgott bettet!“ entgegnete sie, aber ihr Ton und ihre Mienen zeigten von Ergebung und von Demuth keine Spur.

„Sich so aufrecht zu erhalten wie Sie, würden Viele nicht im Stande gewesen sein!“ hub das Fräulein wieder an, um die Unterhaltung vorwärts zu bringen.

„Ich kann's nicht leiden, wenn man mich beklagt, und war immer gut bei Kräften!“ antwortete ihr Jakobäa kurz und trocken.

„Das sieht man noch an Ihnen und auch an Ihren Kindern. Vor einigen Tagen habe ich den Pater Benediktus kennen lernen!“

„Sie?“ fragte die Mutter plötzlich achtsam werdend. „Sie? Wie kam denn das?“

„Ich traf ihn einen Morgen auf der Klostermatte und redete ihn an.“

„Davon hat er mir Nichts gesagt!“ meinte die Mutter. Viktorine sagte, er habe wohl nicht mehr daran gedacht, denn es sei schon ein paar Tage her; und dann erkundigte sie sich, ob er oftmals zu der Mutter komme.

„Jetzt häufiger als in früheren Tagen,“ entgegnete ihr diese. „Es that ihm wohl vordem zu wehe, denn er hing auch an dem Hause; und wie sollte er nicht? Nun hat er es verschmerzt und ist zufrieden.“

„Ich hätte meinen einzigen Sohn nicht fortgegeben,“ behauptete Viktorine mit harter Dreistigkeit.

Jakobäa schreckte auf. Zum ersten Male richteten sich ihre dunkeln Augen fest auf der Fremden Angesicht. — „Und was hätten Sie gethan?“

„Ich wäre mit meinem Kinde auf und davongegangen in die weite Welt.“

„Eine Bettlerin?“ stieß Jakobäa hervor, indem sie ihre starke knochige Rechte fest um das feine Handgelenk des Fräuleins legte — „Landläufig und eine Bettlerin? — Ich habe es gewollt, und nicht gekonnt!“

„Es leben Millionen ohne Haus und Hof mit ihren Kindern von der Hände Arbeit!“ sagte Viktorine, welcher der Vorgang immer interessanter wurde.

„Sie haben das wohl nicht gekannt und nicht probirt!“ rief Jakobäa, „und gegen des Allmächtigen Hand und Willen krümmt sich der arme Erdenwurm vergebens. Nichts wollen, Nichts hoffen, Nichts verlangen — und aushalten auf seinem Platz und bei der Arbeit bis zuletzt! — Das ist's! Das ist meine Aufgabe und meine Buße.“

Sie hatte Viktorinens Hand wieder losgelassen und sie gingen schweigend durch den Abend hin. So gelangten sie bis vor Jakobäa's Haus.

„Kommen Sie hinein!" sagte die Besitzerin, da Jene stehen blieb. „Die Sonne ist hinunter; Sie sind erhitzt und es weht frisch aus der Schlucht. Drinnen sind Sie sicher!"

Damit ging sie voran die Stiege hinauf und in das Haus. Die Mägde und Knechte, die schon von der Arbeit heimgekommen waren, sahen es mit Verwunderung. Keiner von ihnen hatte es erlebt, daß Jakobäa einem fremdem Gaste ihre Thüre anfgethan. Wer nicht Geschäfte mit ihr hatte, kam über ihres Hauses Schwelle nicht.

Das Zimmer hatte nichts Besonderes. Es war die gewöhnliche Stube, wie jedes alte Bauernhaus sie in dem Lande zeigt. In der Mitte stand der schwere Tisch, wie er von je gestanden hatte. Die Hausfrau rückte für die Fremde einen Stuhl heran, der Mond fiel durch das Fenster schräg hinein und streifte mit seinem Licht des Tisches blankgeputzte Platte.

Viktorinen war es sonderbar um's Herz. Sie fühlte sich unter dem Banne dieser Frau. Niemals seit langen Jahren hatte ihr das rechte Wort gefehlt und jetzt versagte es sich ihr zu ihrem eigenen Erstaunen.

Jakobäa stand hochaufgerichtet vor ihr, sie sah in

der niederen Stube noch viel größer und mächtiger aus, als in der Kirche und im Freien.

„Hier hat er gesessen, hier an diesem Fleck,“ hob sie mit einem Male an, „und hat hingestarrt wie in den Tod! Und dazwischen hat er den Kopf versteckt in seine Hände, als wollt' er das Leben nicht mehr sehen, das vor ihm lag! — Ich hab' hier grad über ihm gestanden und er hat Worte gesprochen, die hier,“ sie schlug mit der Hand gegen ihre Brust, „wie eingegraben in mir sind! Aber da war kein Rath und keine Hilfe! Er ist fortgegangen, wie in das kalte Grab. — Nachher ist Alles einerlei! hat er zu mir gesagt. Und so war es denn auch. Es ist nun Alles einerlei!“ —

Sie wendete sich von Viktorine ab und setzte sich, die geballte Hand gegen den Kopf gepreßt, in der Fensterecke nieder. Seit langen Jahren, seit sie ihre Leidensgeschichte einmal bruchstückweis der Jugendfreundin anvertraut, von der Viktorine sie vernommen hatte, war kein Wort mehr davon über ihre Lippen gekommen. Nun saß sie da, so finster, so erbittert, als grolle sie sich darüber, daß sie untreu gegen sich selbst geworden war. Was kümmerte denn auch die Fremde das Schicksal, das auf diesem alten Hause

lag? Und wie war es gekommen, daß sie sich hatte fortreißen lassen, über das zu reden, — zu einer Fremden zu reden, was doch nicht abzuändern war?

Während aber Jakobäa sich brütend in sich selbst versenkte, regte die unruhige Phantasie ihres Gastes die weithintragenden Schwingen; denn die Glückliche hatte es noch nicht erfahren, daß es ein Unabänderliches gebe, so lange der Tod den Umgestaltungen des Menschenlebens nicht seine finstere Gewalt entgegengestellt hat. Sie war auferzogen in dem Glauben an die Macht des Willens, an die Unfehlbarkeit der Kraft, wenn sie sich mit Muth und mit Beharrlichkeit verbindet. Sie hatte dafür in ihrer Familie die unwiderleglichsten Beispiele und Beweise. Man mußte nur, wie ihr Vater und wie dessen Vorfahren es gethan, und wie ja auch die weltklugen Väter der Gesellschaft Jesu es seit Jahrhunderten übten und lehrten, die Mittel wollen, die zum Zwecke führen. Was lag denn hier im Grunde so Unabänderliches vor, wenn Benediktus wirklich widerwillig in den Orden eingetreten war? wenn er sich unglücklich fühlte in dem Kleide, das er trug? — Hatte denn noch kein andrer Mönch die Kutte abgeworfen? War noch nie ein Mönch der klösterlichen Zucht entflohen? Sah Benedikt denn danach

aus, als wäre er geboren, auf das Leben, auf Glück, auf Liebe zu verzichten? Mit einer Gestalt, wie die seine, mit seinen Augen und mit seiner Stimme war man für das Kloster nicht bestimmt, war es ein gutes Werk, ihn aus den Banden zu befreien, die ihn gefangen hielten.

Ihre Gedanken waren in weiten Sprüngen rastlos vorwärts gegangen, als der Diener an die Thüre klopfte, den die Baronin ihr nachgesendet hatte. Sie stand auf, die Hausfrau that desgleichen.

„Schönen Dank für Ihre Gastfreundschaft," sagte sie, indem sie der Letzteren ihre Hand hinreichte. „Lassen Sie sich's nicht verdrießen, daß Sie mich mitgenommen haben. Das Schicksal ist gar häufig klüger als wir selbst. Es führt die Menschen oft zusammen, ohne daß sie ahnen, was es mit ihnen vor hat. Wer weiß, wozu es gut ist, daß ich hier gesessen habe!"

„Was soll da gut, was kann da übel sein?" versetzte Jakobäa. „Aber Sie haben hellen Mondschein für die Heimkehr und das ist gut für Sie. Das Thal ist schön im Mondschein, wenn man von dieser Seite kommt."

„Und ich darf wiederkehren, Frau Jakobäa? oder darf ich's nicht?"

„Wenn Sie wollen, so kommen Sie,“ sagte Jakobäa und gab ihr das Geleit bis hinaus vor ihre Thüre. — Sie stand noch auf der Gallerie und sah ihr nach, als Viktorine im Niedersteigen ihr Taschentuch zum Gruße schwenkte und leichten Herzens der Einsamen mit heller Kehle „Gute Nacht“ zurief.

Jakobäa erwiderte es ihr nicht. Sie setzte sich unter ihrem Vordach nieder, wie sie drinnen gesessen hatte an dem Fenster, und die ganzen langen fünfundzwanzig Jahre lagen vor ihr, daß sie sie überschaute wie mit einem Blicke.

Denn es war wieder einmal jährig! — An diesem Tag, vor fünfundzwanzig Jahren war es zusammengebrochen mit einem Schlage, all ihr ganzes Glück für immerdar. Heut vor fünfundzwanzig Jahren war Maurus fortgegangen aus dem Thale, und sie war zurückgeblieben, einsam, beschimpft, verlassen und mit Schuld beladen, — sie und ihre Kinder.

War es die Erinnerung gewesen an die Herzensangst jener lang begrabenen Zeit, die ihr heute eines Menschen Nähe lieb gemacht? Oder was war es, das ihr den Mund erschlossen hatte der Fremden gegenüber? — Sie wußte es sich selber nicht zu deuten, und doch gereute sie die letzte Stunde jetzt nicht mehr.

Aber was hatte die Fremde gemeint mit der Klugheit des Schicksals, von der sie so geheimnißvoll gesprochen hatte? Sie verstand es nicht, und mußte doch daran auf ihrem Lager denken, bis sie die Augen schloß.

Drittes Capitel.

Auch Viktorine fand den Schlaf nicht gleich wie sonst. Sie, die es immer liebte, sich ihrer guten Gesundheit und ihres gesunden Schlafes zu berühmen, erzählte dem Doktor, als sie ihn am Morgen sah, daß sie in dieser Nacht nur wenig Ruhe genossen habe, daß sie aber trotzdem frisch und munter sei, weil sie sich mit allerlei Planen und Projekten, ja, sie könne sagen, mit der Durchführung eines Romanes beschäftigt habe. Er fragte, wie sie dazu gekommen sei?

„Ja! wie kommt man zu der Erdichtung eines Romans?“ gab sie ihm zur Antwort. „Ich habe mir das bisher selbst nicht vorstellen können, nun aber weiß ich es aus eigner Erfahrung. Man hört von einem Menschen, von einem Ereigniß, die etwas Auffallendes an sich haben.

Man denkt, wie mag es zugegangen sein, welche Umstände müssen zusammengewirkt haben, damit dieser Mensch sich so entwickelte, dieses Ereigniß möglich werden konnte? Was dürfte wohl aus diesem Menschen in der Zukunft werden, oder wie möchten die seltsam verschlungenen Fäden dieser Verhältnisse Glück bringend zu entwirren sein? — Und in dem Nachdenken über die Vergangenheit, in dem Errathenwollen der Zukunft, in dem Wunsche, dieselbe vernünftig gestaltet zu sehen, erfindet und schafft man eine Menge von Vorgängen —"

„Die wir nächstens als einen Roman zu lesen bekommen werden!" fiel ihr der Doktor in die Rede.

„Durchaus und ganz gewiß nicht!" entgegnete sie ihm. „Sie mahnen mich aber an das Wort eines italienischen Kardinals, das ich Ihnen wiederholen würde, wenn ich nicht das sarkastische und im Grunde hochmüthige Lächeln kennte, mit welchem Sie auf uns herabsehen, wenn wir Ihnen von der großen Welt, von jener Welt, in der wir leben, einmal sprechen."

Der Doktor wehrte den Vorwurf von sich ab, und Viktorine, die offenbar Lust hatte, das kleine Ereigniß mitzutheilen, sagte: „Als wir vor einem Jahre den Winter in Rom zubrachten, hatte sich durch eine

Personen-Verwechslung das Gerücht verbreitet, daß ich Schriftstellerin sei. Ein Kardinal, den wir häufig trafen, redete mich als solche an, und ich mußte die Ehre von mir ablehnen. „Oh," rief er, „das freut mich! Ich habe es im Grunde auch nicht für wahrscheinlich gehalten. Weshalb wollten Sie auch Romane erdichten, da Sie jung und schön genug sind, sie erleben zu können!" — „Und ich hoffe," setzte sie mit scherzender Anmuth hinzu, „ich habe nicht zu sehr gealtert in dem einen Jahre."

Sie sah in dem Augenblicke wieder äußerst reizend aus, so daß der Doktor sich mit eigener Verwunderung über seine Geistesgegenwart zu dem Komplimente emporschwang: man habe jedenfalls Demjenigen Glück zu wünschen, den sie sich zum Helden eines von ihr zu erlebenden Romanes auserseh. Aber er fand mit dieser Schmeichelei bei ihr den rechten Anklang nicht.

„Kennen Sie mich noch so wenig," sagte sie, „daß Sie glauben, ich für meine Person würde mich auf die Noth und die Qualen einer Liebesgeschichte einlassen. Dazu bin ich ja viel zu selbstisch, viel zu klug und in gewissem Sinne auch zu träge! Aber ich denke es mir sehr verlockend, wie ein Deus ex machina

mit der aufklärenden Fackel in der Hand, an ein dunkles Schicksal Licht bringend heranzutreten; Ketten zu lösen und Menschen in die ihnen zustehenden Lebensbahnen einzuführen, von denen sie ohne ihr Verschulden ausgeschlossen worden sind."

„Und solchen Menschen, solchen Schicksalen glauben Sie hier begegnet zu sein?" fragte der Doktor mit einer bangen Ahnung.

„Und wenn ich Ihnen mit einem Ja entgegnete?"

„So würde ich Sie beschwören," sagte er mit tiefem Ernste, „bleiben Sie den Menschen fern, deren innerstes Wesen Sie nicht begreifen, in deren Anschauungen Sie sich auf keine Weise hineinzudenken vermögen. Heil zu bringen sind Sie da völlig außer Stande, Unheil anzurichten nur zu sehr gemacht!"

„Wie feierlich Sie mit einem Male werden!" scherzte Viktorine, weil sie es nicht verrathen wollte, daß die strenge Mahnung und der sittliche Ernst des jungen Mannes, auf den sie bisher mit spielender Gleichgültigkeit herabgesehen hatte, ihr wider ihren Willen Achtung abnöthigten. Indeß, es war nicht leicht, sie in ihrem Selbstvertrauen zu erschüttern. Sie konnte sich nach ihrer Meinung weit leichter in die Geistesbeschränktheit der Thalbewohner, in die Enge

der hiesigen Lebenszustände hineinversetzen, als der Doktor die Freiheit des Handelns und Wirkens, oder die Möglichkeiten zu ermessen im Stande war, an welche eine bevorzugte Stellung und große Mittel ihr zu denken erlaubten. War doch der Doktor selber ein Kind dieses engen Thales und hatte immer, wann und wie er es auch verlassen hatte, in verhältnißmäßigen Beschränkungen gelebt.

Sie fand es dreist von ihm und eigentlich vermessen, daß er sich als ihres Gleichen ansah, daß er es sich herausnahm, sich mit seinem Urtheil über sie zu stellen, sich zu ihrem Mentor aufzuwerfen. Und es waren ja eigentlich auch nur müßige Spiele der Phantasie gewesen, denen sie sich überlassen hatte. Denn was war ihr Jakobäa? Was galt ihr das Haus der Maria Josepha? Was kümmerte es sie, wenn Benediktus alt und grau in seiner Kutte wurde? — Doch nein! um ihn, um Benediktus war es schade. — Und des Doktors Warnung hatte so entschieden wie eine Herausforderung geklungen, daß sie angethan war, eine thatsächliche Widerlegung zu erfahren.

Sie war aufgeregt und wußte nicht wodurch. Aber es war ihr lieb, daß der Doktor in dem Augenblicke die Sache auf sich beruhen ließ. Sie sprachen

von andern Dingen, Viktorinens Phantasie blieb jedoch auch als der Doktor sie verlassen hatte, mit ihren Planen für Benedikt beschäftigt. In müßigem Gedankenspiel glitt sie von einer Vorstellung zur anderen, bis sich in ihr endlich die Idee festsetzte, wie reizend es sein müsse, in der großen Welt als die Beschützerin und Retterin eines ungewöhnlichen Talentes zu erscheinen, dem ungemeiner Beifall um so weniger entgehen würde, wenn es auf geheimnißvollen und dornenreichen Pfaden an sein Ziel gekommen sei. Und was war im Grunde denn so Schweres dabei durchzusetzen? — Eine Flucht! — es war Nichts leichter, wenn dieses Thales Grenze einmal überschritten war. Ein Wechsel des Cultus? ein Wechsel in der Form der Gottesanbetung — wer konnte vor einem solchen zurückschrecken, wenn in seiner Brust der Genius lebendig war?

Sie mußte durchaus mit Benediktus einmal sprechen; sie mußte ihm näher treten, sein Vertrauen gewinnen, ihn aufklären über sich selbst und über sein Talent. Mit einem Worte — sie mußte ihn befreien! —

Es war dies eine Aufgabe, ein Ziel, die sie mehr und mehr zu reizen begannen; und sich zu versagen, was sie reizte, war sie nicht gewohnt. Alles war ihr bisher gelungen, was sie sich noch jemals vorgenommen

hatte; selbst der Zufall hatte sich ihr, so oft sie seiner Gunst bedurft, geneigt erwiesen, als ob auch er verständnißvoll ihr huldigte, weil sie ihn zu erkennen und zu benutzen wußte. Sie rechnete also auch in diesem Falle mit Zuversicht auf ihn; und ihres Gelingens so sicher wie ihres Wollens, erlabte sie sich an der künftigen Siegesfreude, ehe noch der Kampf begonnen hatte.

Daß sie dem jungen Pater heute noch oder doch sehr bald begegnen werde, davon war sie überzeugt. Indeß sie sah ihn nicht und nicht einmal die Klasse, die er spazieren zu führen hatte; er mußte also nicht die sonst gewohnten Wege wählen und es interessirte sie immer auf das Neue zu wissen, ob er in solchen Dingen aus freiem Antrieb oder nach erhaltener Anweisung zu handeln habe. Fragen mochte sie darum weder den Pater Theophilus nach den Doktor, und dieser fand es nicht nöthig, ihr mitzutheilen, daß er Benedikt um die Zeit der Spielstunde im Klostergarten geflissentlich gesucht, und ihn auch dort getroffen habe.

Es war ihm, nachdem er eine Weile mit ihm geplaudert hatte, nicht schwer gefallen, das Gespräch auf die Bewohner seines Hauses hinzulenken, und

Benediktus sagte ihm, daß er das Fräulein habe kennen lernen. Der Doktor erkundigte sich, wie die Fremde ihm gefallen habe.

„Das mußt Du mich nicht fragen, da mir die Vergleichung fehlt!“ entgegnete ihm Benedikt, während ein rasches heißes Roth sein Antlitz überflog.

„Du hast sie also schön gefunden?“

„Wie eine Erscheinung stand sie mit einem Male oben auf der Matte vor mir!“ fiel Benediktus ein, die Frage überhörend, oder ihr aus dem Wege gehend. „Ich mußte mich besinnen, um ihr antworten zu können. Und wie sie singt!“

„Sie hat gesungen?“ fragte der Doktor, dessen Sorge um den Freund im Wachsen war, und der ihn sprechen zu machen wünschte. „Wie kam sie auf den Einfall?“

„Es war Alles plötzlich, Alles wunderbar, wie man's im Traume erlebt, wie man's in Visionen sieht! Unfaßbar und doch unvergeßlich!“ sagte Benedikt und schwieg, bis er sich zusammenraffend, die Bemerkung machte: „Wir studiren jetzt den Hymnus ein! Das hohe Lied auf Rom, das sie für unsere Bibliothek gesendet hat.“

„Nimm Dich in Acht vor ihr!“ fuhr der Doktor rasch heraus.

„Vor Viktorinen?“ fragte Benedikt.

„Woher kennst Du ihren Namen?“

Und wieder ergoß sich die Röthe über des jungen Mannes Angesicht, und den Blick abwendend von dem Freunde, sagte er: „Er stand auf jener Abschrift, welche das Fräulein für unsern Herrn Abt gemacht hat. Ich hatte danach die Hymne vierstimmig für die Schüler umzusetzen.“

„Hüte Dich vor ihr!“ wiederholte der Doktor, „sie ist eine Komödiantin!“

„Eine Komödiantin?“ rief der junge Mönch, „das ist unmöglich, das kann sie nicht sein.“

Der Doktor mußte lachen, so wenig er in diesem Falle auch dazu geneigt war. „Nimm es nicht wörtlich!“ sagte er. „Sie singt und spielt nicht vor den Leuten im Theater, sie tanzt nicht auf dem Seile, — aber Komödie zu spielen und auf dem Seile zu tanzen liegt sehr in ihrer Art. Sie ist so schön als falsch — so Etwas von der Frau Venus, die den Ritter Tannhäuser verlockt, in ihren Zauberberg zu treten und ihn in demselben festhält, daß selbst des Papstes Lösung ihn nicht mehr vor ihr errettet.“

Er sprach wie im Scherze, aber der junge Pater stand verstummt, und Jener redete mit Geflissenheit von andern Dingen. Benedikt hörte und antwortete auf seine Fragen mit zerstreutem Sinn, der Doktor hatte nach seiner Ansicht jetzt gethan, was seine Pflicht war, und zum Verweilen fehlte ihm die Zeit. In dem Augenblicke aber, in welchem er sich entfernen wollte, fuhr Benediktus wie aus einem Traume auf und als wäre von gar nichts Anderem die Rede gewesen zwischen ihnen, sagte er: „Pater Theophilus denkt von den Fremden gut. Er nennt sie großmüthig und rühmt der Frau Baronin Ehrfurcht vor der Kirche.“

„Ich habe nicht das Gegentheil behauptet und der Pater, dem sie beichten, kennt sie natürlich mehr als ich und besser!“ sagte der Doktor, für den es seine Bedenken hatte, sich über die seiner Obhut anvertrauten, in seinem Hause lebenden Frauen mißbilligend und abfällig ausgesprochen zu haben. „Und am Ende,“ setzte er hinzu, „was kümmert mich der Charakter dieser Fremden auch! was kümmern sie nun vollends Dich! Sie bleiben ja nicht lange hier, Du siehst sie wohl kaum wieder!“

Er ging damit seiner Wege, aber des Doktors

psychologische Unerfahrenheit hatte dem Freunde mit der Warnung keinen guten Dienst geleistet.

Die Phantasie des jungen Mönches war durch das Zusammentreffen mit Viktorine leidenschaftlich aufgeregt. Er sah sie im Traum der Nacht vor seinen Augen, er hörte, wenn er den Hymnus am Klavier oder an der Orgel spielte, ihn von ihrer Stimme singen. Sie wurde für ihn zu dem Sinnbilde von Rom; und wenn es ihn hinzog, wie sie es ihm geschildert hatte, gen Rom zu pilgern, war es nicht die Stadt der Städte, war's nicht nur Rom, wohin die Sehnsucht ihn verlockte, — es war ein anderes, ein heftigeres Sehnen, das ihn antrieb, das ihm das Herz erweiterte, erwärmte, und ihn unruhig machte bei allem seinem Thun.

Er war sich vollständig bewußt, daß es anders mit ihm stand, als noch vor wenigen Tagen. Er klagte sich der Ungeduld, des Eigenwillens an, weil er sich in selbstständigen Wünschen und Hoffnungen erging, statt in Ergebung abzuwarten, was der Wille seiner Oberen über ihn dereinst beschließen würde. Es war, bei der Entwicklung, die er unter den Augen derselben genommen hatte und bei den guten Erwartungen, die man von ihm hegte, zum Oeftern die

Rede davon gewesen, ihn einmal in späteren Jahren eine Reise machen zu lassen, um ihn dem General des Ordens vorzustellen, wobei er denn auch so weit als thunlich, die anderen auf dem Wege liegenden Niederlassungen der Benediktiner kennen lernen und vielleicht, da er Neigung verrieth, die Welt zu sehen, von dem Haupte des Ordens eine ihm angemessene Verwendung finden konnte. Dieser Aussicht hatte man sich sogar bedient, um ihn durch den Hinweis auf dieselbe zum Fleiße anzuspornen, als er noch in den Klassen gewesen war; während man zugleich nicht ermangelt hatte, ihn daran zu erinnern, daß nur denjenigen Brüdern solche ehrende Auszeichnungen zugewendet würden, deren völliger Hingebung an den Orden und deren strenger Unterwerfung unter seine Regeln man sich versichert halten durfte.

Er selbst hatte dem Zeitpunkte, in welchem man ihn vielleicht reisen lassen würde, stets mit Freude und Hoffnung entgegengesehen, aber die Unruhe, die sich jetzt seiner bemächtigt hatte, war anderer Art, war so heftig, wie er sie nie gekannt seit jenem Tage, an welchem er mit bittrem Widerstreben in die Klosterschule eingetreten war.

Er hatte sie in den letzten Jahren weit seltener

in sich aufsteigen fühlen, die Wünsche, welche er in seiner Knabenzeit gehegt, die schweren Kämpfe, welche der Verzicht auf das Weltleben ihn gekostet hatte. Jetzt tauchten sie wieder plötzlich aus seiner Erinnerung hervor, so daß er endlich, um sich selber zu beschwichtigen, sich der Vorstellung überließ, das Zusammentreffen mit dem einstigen Spielgenossen und die Erzählungen desselben seien es gewesen, welche ihn so verrwirrend aufgeregt und ihm das zufriedene Insichberuhen für den Augenblick genommen hätten. Er hatte den Doktor deshalb geflissentlich vermieden, und die Unterredung mit dem Doktor hatte ihm dargethan, daß er damit das rechte Theil für sich gewählt habe.

Er durfte sich es nicht gestatten, von Viktorinen sprechen zu hören und von ihr zu sprechen; aber deshalb blieben des Doktors Aeußerungen ihm nicht weniger räthselhaft. Er verstand nicht, was der Freund damit gewollt hatte, nicht, wie er darauf gekommen war, ihm Vorsicht zu empfehlen. Was sollte und konnte die Warnung ihm bedeuten, welche der Doktor gegen ihn ausgesprochen hatte? War er denn etwa ein Weltmann, ein Edelmann, dem man eine Bewerbung um Viktorine zutrauen durfte? Was hatte er mit

ihr gemein? Was konnte er, der Klostergeistliche, zu fürchten haben von einer vornehmen Frau, die an seinem Horizonte vorüberzog wie einer der Kometen, die man anstaunt, so lange sie in dem Gesichtskreis stehen, und deren Wiederkehr man oftmals nicht erlebt. Was konnte der Doktor gegen Viktorine haben, wenn der Abt sich ihr und ihrer Mutter wohlgeneigt erwies! wenn Pater Theophilus sie seines Antheils und seiner Achtung würdig hielt? — Sollte der Doktor etwa selber sein Auge auf das Fräulein gewendet, seine Wünsche bis zu demselben erhoben haben und abgewiesen worden sein? Wahrscheinlich war das nicht, denn er war verlobt und war auch klug genug, die Entfernnng zu ermessen, die ihn von einer Viktorine trennte; aber aufgefallen war es Benedikt, daß Jener ihm nie von seiner Braut gesprochen hatte; und da die Leidenschaft der Liebe den Menschen vermessen machen soll, wer konnte es wissen, wozu sie seinen Freund verleitet haben mochte?

Je länger er darüber nachsann, um so fester überzeugte sich Benediktus, daß nur eine persönliche Kränkung den Doktor angetrieben habe, Viktorine so hart zu beschuldigen. Es war ja nur natürlich, wenn ihre Schönheit, ihre anmuthvolle Güte, ihr un=

vergleichlicher Gesang das Herz eines Mannes entzündet hatte, dem es vergönnt war, ihr zu nahen, für den es keine Sünde war, sie anzubeten, sie zu lieben, sie zu begehren und nach Befriedigung für seine Wünsche mit allen seinen Kräften anzustreben.

Einen Augenblick lang hatte er dem Freunde gezürnt, jetzt beklagte er denselben — und beneidete ihn doch. Denn der Doktor konnte sie sehen und sprechen, so oft als er es wollte; er konnte sie singen hören jeden Tag: die süßen träumerischen Weisen, die alten überwältigenden Hymnen und — das war es, ja! das war es ganz allein, was Benediktus für sich selber wünschte. Es war seine Liebe für die hochheilige Musik, die ihn immerfort an Viktorine zu denken nöthigte, es war das berechtigte Verlangen, andere Musik zu hören, als die er selber machte, die ihm plötzlich die Mauern seines Klosters drückend erscheinen ließ, und ihm die alte Sehnsucht nach der Ferne in der Seele wach gerufen hatte.

Er glaubte in sich beruhigt zu sein, nachdem er für seinen Zustand diese neue Erklärung gefunden hatte, die ihn nicht zwang, gegen denselben anzuringen, oder sich in der Beichte eines ungehörigen, sündhaften

Verlangens zu beschuldigen; und er gönnte es sich deshalb auch, in den frühen Stunden des nächsten Tages wieder, harmlos die alten Wege aufzusuchen, und außerhalb des Klosters mit dem Buche in der Hand seinen Gedanken einsam nachzuhängen, wenn schon er die Klostermatte, auf welcher er zu verschiedenen Malen mit dem Doktor, und auch an jenem Morgen mit Viktorinen zusammengetroffen war, geflissentlich vermied.

Er hatte seine Mutter lange nicht besucht; unter den großen Bäumen neben ihrem Hause war es Morgens kühl und schattig und den Platz am Brunnen hatte er von Kindheit auf geliebt. In friedlichem Sinnen war er durch das Dorf gegangen und an dem Rand des Wildbaches emporgestiegen, der oben aus den Bergen kommend, seiner Mutter Grundstück von der Westseite begrenzte. Das Rauschen des Baches hatte in seiner Kindheit immer einen geheimnißvollen Reiz für ihn gehabt; es wiegte ihn auch heut' mit seinem Gleichmaß in ein sanftes Träumen ein, daß er gesenkten Hauptes, die Hände hinter sich gekreuzt, gegen seine Gewohnheit ohne sich umzusehen, weit und weiter gegangen war, so daß er erst in dem

Augenblicke, als er vor seiner Mutter Hause anlangte, Viktorine gewahrte, die unter den Bäumen auf der Bank am Brunnen saß.

„Man muß Glück haben!“ rief sie ihm entgegen, als er sie bemerkte. „Ich war verdrießlich, als ich Ihre Mutter nicht zu Hause fand und wollte wieder hinuntergehen. Da aber sah ich Sie hinaufkommen und beschloß es abzuwarten, ob Sie sich hierher wenden, und ob ich nicht eine Gesellschaft für den Heimweg finden würde.“

„Ich wußte nicht, daß Sie meine Mutter kennten!“ sagte er, weil er doch Etwas sagen mußte, seine Ueberraschung zu verbergen.

„Oh!“ entgegnete sie ihm, „ich bin schon öfters und in dieser Woche fast alle Tage hier gewesen; aber ich sehe, Frau Jakobäa hat ganz Recht, Sie besuchen sie zu selten, Sie haben Nichts davon erfahren.“

Benedikt hörte das mit einer ungläubigen Verwunderung. So lange er denken konnte, hatte seine Mutter mit Niemandem freiwilligen Verkehr gepflogen. Er verstand nicht, was sie dazu bewogen haben mochte, gegenüber dieser Fremden von ihrer Gewohnheit abzuweichen, und es blieb ihm auch nicht Zeit, darüber

lange nachzudenken, denn Viktorine sagte, sie habe nun die Gegend in Begleitung ihres Führers zu Fuß und zu Pferde nach allen Seiten hin durchstrichen, habe von den verschiedenen Höhen auf das Thal hinabgeschaut, und jetzt könne und müsse sie dem Doktor beistimmen, der sie gleich an dem Tage nach ihrer Ankunft zu diesem Hause hinaufgeführt habe, weil man hier in der That weitaus die schönste Aussicht habe.

Benedikt freute sich dieses Lobes. „Es ist wahr," sagte er, „man hat nirgend eine so vollständige Rundschau; und besonders beim Sonnenaufgang, oder wenn das Mondlicht über dem Thale liegt, müßten Sie hier oben stehen!"

„Ihr Haus hat nicht nur die schönste Lage, es ist auch das stattlichste des Thales," bemerkte das Fräulein.

„Mein Haus?" wiederholte der junge Mönch mit einer Miene und einem Tone, die aussprachen, was er selbst verschwieg.

„Es ist in der That recht hart für Ihre Mutter," hub Viktorine an, „daß alle Ihre Kinder sie verlassen haben, daß nicht Eines bei ihr geblieben ist, dem sie dies schöne Haus vererben könnte; und sie hängt doch

an dem Hause, muß an ihm hängen — an so alt ehrwürdigem Besitz. Es ist wirklich hart für sie."

„Hat meine Mutter sich darob beschwert?" fragte Benediktus.

„Braucht es denn erst der Worte, uns das Natürliche verstehen zu machen?" entgegnete sie ihm statt der Antwort. „Und," fügte sie hinzu, „unser Verständniß für die Menschen im Allgemeinen wie für den Einzelnen wächst mit dem Antheil, den wir an ihnen nehmen." — Sie hielt inne, sah ihn forschend an und sagte dann: „auch von Ihnen weiß ich mehr, weit mehr, als Sie vermuthen."

„Von mir?" fragte er erstaunt, „was ist von mir zu wissen und zu sagen?"

„Die Art, mit welcher Sie vorhin die Worte: „mein Haus" sprachen, hat Sie verrathen," meinte Viktorine. „Es schmerzt Sie noch heute, daß Sie nicht mehr in diesem Hause wohnen. Auch verstehe ich das vollkommen. Der Hinblick auf solch ein angestammtes altes Erbe verlängert für unsere Phantasie unser engbemessenes Dasein; und es ist kein Ersatz dafür, daß das Kloster, dessen Mitglied Sie geworden sind, noch um viele Jahrhunderte älter ist, als Maria Josephens Haus. Der Mensch verlangt durchaus

nach einem Eigenen, heftet sich nur an das Eigene, und will Genugthuung für sich selber haben; denn das Ich, der finstere Despot, ist nun einmal nicht zu ertödten in unserer Brust. Es bleibt lebendig, wenn wir es bezwungen zu haben glauben, es kehrt in immer neuen Gestalten wieder, wenn wir es ertödtet wähnen — und könnten wir Ihren Herrn Abt, könnten wir den heiligen Vater fragen, der auf Sanct Peters Throne sitzt, so befragen, daß sie die kalte, traurige und unerbittliche Wahrheit eingestehen müßten, sie würden es nicht verbergen dürfen, daß sie Wünsche für sich selber hegen, daß man nicht vollständig zu entsagen, seine Selbstsucht nicht vollständig zu verleugnen, auf seines Willens Ausübung nicht zu verzichten vermag. Gott hat uns so geschaffen und — — die Hand auf's Herz! wünschen und wollen, erstreben und ersehnen Sie denn Nichts, als in Ihres Klosters Mauern Ihr täglich Tagewerk in vorgeschriebener Arbeit und in vorgeschriebenen Gebeten bis an Ihr Lebensende pflichttreu zu verrichten?"

Er gab ihr keine Antwort. Er hatte sich unfern von ihr auf der Ecke des mächtigen Baumstammes niedergelassen, der zur Tränke ausgehölt, sein Wasser aus dem Röhrbrunnen empfing, und starrte vor sich

auf den Boden nieder. Er wagte nicht, sie anzusehen, es war genug, es war mehr, als er ertragen konnte, daß er es aussprechen, von ihrer Stimme es aussprechen hörte, was, seit er in das Kloster eingetreten war, nie völlig aufgehört hatte, ihn gelegentlich zu quälen, und was er gerade in den letzten Zeiten immer wieder hatte durchdenken müssen, obschon er es niederzukämpfen getrachtet, in mancher langen Nacht, in Selbstanklagen, in Zerknirschung und flehendem Gebet.

Was er sich kaum einzugestehen erlaubt, sie nannte es ein Selbstverständliches; wovon er sich mit scheuem Schrecken abgewendet hatte, das stellte sie als ein Nothwendiges vor ihm auf. Die Gestalten, zu denen er wie zu den Heiligen emporgesehen, zog sie mit dreister Sicherheit hernieder in den Kreis ihrer urtheilenden und wägenden Betrachtung. Sie predigte die Lehre von dem eigenen, Genuß begehrenden und Befriedigung fordernden Willen; sie lockte ihn hinauszutreten auf den Boden dieser Welt, sie schien ihn tadeln zu wollen, ihn und Alle, die mit ihm gleich empfanden, die entsagt hatten, wie er selbst — und es fuhr kein Strahl vom Himmel nieder, und die Erde unter ihren Füßen that sich nicht auf, sie zu verschlingen — und ihn mit ihr!

Er hob die Augen zu ihr empor, sie saß vor ihm da in aller ihrer Schönheit, ihn anlächelnd, gütig, mitleidvoll und doch so glorreich, wie eine der Gottseligen auf dem Bilde über dem Hochaltar des Chores, dessen Flügelthüren nur eröffnet wurden an den großen, der Menschheit ihr Heil verkündenden Festtagen des Jubeljahres! — Und dennoch war kein Heil in ihren Worten!

Wie die Versuchung trat sie an ihn heran, daß Fliehen das Einzige war, was ihm zu seiner Rettung übrig blieb. Aber Fliehen? — Wenn er sie jetzt verließ, wenn er von dannen ging, wenn er beichtete, was in diesem Augenblick ihm durch die Seele zog, wenn man ihn bannte in die enge Zelle — wer konnte sagen, ob er sie jemals wiedersah? ob er ihre Stimme jemals wieder hörte? — Er konnte so nicht von ihr scheiden! Sie wenigstens sollte es nicht glauben, daß er nichts Anderes begehrt, als das, was ihm geworden; sie sollte wissen, was ihn fortgetrieben hatte aus der Welt, nach der er einst so heiß verlangt. Ihr wollte er bekennen, ihr vertrauen, was ihn in des Klosters Zelle hineingewiesen, ihn hineingewiesen hatte in das schwarze Mönchsgewand, gegen das sein Herz sich eben jetzt in heißem Schmerz empörte.

Er konnte seine Gedanken nicht ordnen, seine Empfindungen kaum wahrnehmen, geschweige denn bewältigen. Es war ein Riß geschehen in seinem Inneren; eine trostlose Tiefe klaffte in ihm auf. Wie durch einen Zauber schaute er in sein eigenes Herz und wußte kaum, was er dort erblickte, und ob es sein Herz war, in das er sah. Er wollte sprechen und wußte nicht, was zuerst zu sagen! Für den Zustand, der plötzlich über ihn gekommen war, fehlte ihm das Wort, ihn auszudrücken.

„Ich war der Kirche angelobt, noch ehe ich das Licht der Welt erblickte!“ stieß er endlich rasch hervor, „ich hatte keinen Willen, keine Wahl!“

Der Schmerz, mit welchem er das sagte, erschütterte Viktorine; seine Jugend, seine Schönheit rührten sie. „Ich weiß das,“ sagte sie, „ich bin vertraut mit Ihrem und Ihres Hauses ganzem Schicksal!“

Er schlug die Hände vor das Gesicht und blieb in sich versunken sitzen. Viktorine fühlte ein großes Mitleiden mit ihm. So tiefe Eindrücke hatte sie von dem kleinen Abenteuer nicht erwartet, und mit dem Selbstbetruge, der ihr um so leichter fiel, als ihr alle Arten religiöser Anschauungen geläufig waren,

ohne daß eine einzige eine feste Wurzel in ihr, oder gar einen zwingenden Einfluß auf sie hatte, stellte es sich ihr plötzlich als eine ernste Aufgabe, als eine heilige Pflicht dar, Benediktus der Welt und seiner Mutter zurückzugeben, ihn und Jakobäa frei zu machen von den Banden, in welche des Klosters weitreichende Voraussicht die unglückliche Gattin einst geschlagen hatte. —

Mochte man es Zufall, mochte man es des Himmels Fügung nennen, soviel stand für Viktorine fest, sie war durch eine wundersame Verkettung von Umständen in dies Thal gekommen. Sie war mit Benedikt, mit seiner Mutter und mit den Vorgängen in deren Leben, ohne daß sie es gesucht hatte, wie durch einen höheren Willen bekannt geworden. Der Himmel hatte ihr, nach ihrer Meinung, recht eigentlich die verschlungenen Fäden dieses traurigen Geschickes in die Hand gespielt; er mußte also wollen, daß sie hier entwirrend und befreiend eingriff. Während sie noch darüber nachsann, boten sich auch ihrem phantastischen Geiste rasch wie durch Eingebung ein Mittel und ein Ausweg dar, die, wie sie glaubte, sie zum Ziele führen, und für Benedikt wie für Jakobäa, Rettung und Befreiung bringen konnten.

Sie legte ihre Hand auf des jungen Mönches Schulter, und mit kräftigem Zuspruch sagte sie: „Muth, Pater Benedikt! richten Sie sich auf! Gott will nicht, daß der Mensch verzage! Wir sollen uns des Daseins freuen und ihm in Freuden dienen.“

Er schüttelte schwermüthig das Haupt. „In Freuden dienen?“ sprach er ihr langsam nach und hielt dann inne, bis er, wie mit sich selber redend, in die Worte ausbrach: „Ich glaubte es zu vermögen! ich glaubte mich überwunden, lange schon überwunden zu haben. Ich hatte Stunden, Tage, Zeiten, in denen ich mich glücklich pries, nach unsres Heilands Vorbild der Anderen Schuld auf mich genommen zu haben, der Eltern Sünde zu büßen und zu sühnen. Was wird mein Leben sein fortan? — Nacht! Nacht! — Ein verzweifelndes Ringen in hoffnungslosem Dunkel!“

Sein Klageruf drang ihr zu Herzen, es kam ein schauderndes Bangen über sie, aber sich selbst und ihn ermuthigend, rief sie ihm zu: „Kein Lebender und kein Geschick ist hoffnungslos!“

Er beachtete es nicht. „Wenn Sie es wüßten,“ sagte er, sich zum ersten Male mit seinen Worten zu ihr wendend, „wie sie auf mich herniederfuhr, die

erste Kunde von meiner Eltern Mißgeschick und Missethat! wie Alles, Alles zusammenbrach, als ich vernahm, daß meiner Mutter Eid mich zwang, der Welt für immer zu entsagen —" Seine Stimme bebte, er hielt sich mit Gewalt zurück.

„Und Sie haben nie daran gedacht," rief Viktorine, „daß der Kirche Gnadenfülle unerschöpflich ist? — Sie haben nie daran gedacht, hinauszuziehen aus diesen Bergen, durch die Länder pilgernd bis zu des heiligen Vaters Thron, um niedergeworfen vor ihm, der die Macht hat zu lösen wie zu binden, Vergebung und Absolution zu erflehen für die Eltern, von denen Sie geboren sind? Vergebung und Befreiung für sich selbst zu suchen, wenn die Bande Sie drücken, welche Sie freiwillig nicht auf sich genommen haben? — Sie haben nie daran gedacht, wie anders Ihre Mutter den Abend ihres Lebens noch genießen würde, dürfte sie sich sagen, daß Maria Josephens Stamm nicht erlöschen, daß ihr Haus nicht an das Kloster fallen muß? Sie hätten wirklich nie daran gedacht, die unvergleichliche Gabe des Gesanges, die der Himmel als reichen Segen Ihnen zugetheilt hat, anders zu benutzen als in Ihres Klosters Chorgesängen?"

Er antwortete ihr nicht. Er war wie geblendet,

er hatte keinen Boden mehr unter den Füßen, keinen Halt mehr. Es war zu jäh, zu plötzlich, zu gewaltsam! Er fühlte sich losgerissen von der Stelle, in der er bis dahin festgewurzelt, losgerissen und wie ein Atom umhergeschleudert in des Weltalls Wirbel. Losgerissen von der Gemeinschaft, die seine Welt gewesen war; hingeschleudert ihr zu Füßen — ihr, die vor ihm stand in ihrer hehren Schönheit! die zu sehen und zu hören ihm Beseligung gewährte.

Sein Schweigen fing sie zu ängstigen an, sie mußte ihm zu Hülfe kommen.

„Ich habe einen Fehler gemacht, Pater Benedikt," sagte sie, indem sie sich freundlich zu ihm neigte. „Wir Weltleute sind plötzlicher Anregungen, schnell wechselnder Eindrücke, lebhafter Erschütterung mehr gewohnt als Sie. Uns überraschen neue Vorstellungen nicht, wir erschrecken nicht vor großen Umgestaltungen, ja nicht einmal vor dem sogenannten Unerhörten. Wir wissen, daß schon Mancher das geistliche Gewand von sich geworfen hat, ohne deshalb dem Verderben anheim zu fallen. Mit Ihnen ist das anders. — Mein Antheil an Ihnen, meine Freude an Ihrer unvergleichlichen Stimme, mit der Sie die ganze große Welt erobern würden, und die etwas rasche Gewaltsamkeit

meiner Natur haben mich unvorsichtig gemacht. Ich hätte, statt Sie unvorbereitet in den Tagesglanz zu führen, in welchem ich Sie leben sehen möchte, Ihnen nur des Lichtes Schimmer zeigen, und es Ihnen überlassen sollen, ihm nach, ihm entgegen zu gehen, und Ihren Weg aus eigener Nothwendigkeit zu finden. — Aber das ist nun geschehen, ist nicht mehr zu ändern, und zu bereuen vermag ich's nicht. — Fragen Sie sich selbst, ob Sie der Kunst, ob Sie der Kirche, ob Sie im Diesseits, ob Sie im Jenseits leben wollen? Nur daran halten Sie sich fest: der Mensch kann, was er will und muß; und für das ihm Nothwendige findet sich die Hilfe. Er kann alle Bande brechen und er bricht sie, sobald er fühlt, daß er es muß. Und selbst die Kirche ist nicht unerbittlich für den, der weiß, wie man zu bitten hat."

„Sie kennen die Kirche nicht!" sagte Benediktus halb laut vor sich hin.

„Ich kenne sie und kenne ihre Fürsten!" entgegnete Viktorine mit ihrem siegesfrohen Lächeln auf den Lippen; und dem jungen Manne die Hand zum Abschied reichend, wollte sie sich entfernen. Er aber hielt sie fest, wie der Versinkende sich an seinen Erretter klammert, und die Augen mit Verlangen auf

sie richtend, flehte er: „Gehen Sie nicht von mir, ohne mir zu sagen, daß ich Sie wiedersehe!“

„Auf Wiedersehen also, und auf bald!“

„Wo aber? wann?“ rief er dringend und voll Leidenschaft.

„Nicht morgen und wohl in dieser ganzen Woche nicht!“ sagte Viktorine nach raschem Ueberlegen, „denn ich habe einen Ausflug vor, der mich für mehrere Tage von hier ferne halten wird. Wenn Sie aber an dem Mittelfenster meiner Gallerie wieder meinen Strohhut hängen sehen, komme ich am nächsten Morgen nach der Klostermatte, und wir sprechen dann mehr von Ihnen und von Ihrer Zukunft.“

Sie gab ihm, ehe sie ihn verließ, mit ermuthigenden Worten noch einmal ihre Hand. Sie war sehr angenehm erregt durch das Abenteuer, das sich ihr hier oben so unerwartet dargeboten hatte; denn sie hegte das Bewußtsein, sich mit großem freiem Sinne eines Menschen angenommen und sich eine Aufgabe gestellt zu haben, die ihr Ehre machen, die ein bedeutendes Gewicht in die Schale ihrer Erinnerungen legen mußte, wenn es ihr gelänge, sie siegreich durchzuführen.

Und wie sollte ihr das Unternehmen nicht gelingen! — War sie doch Viktorine, ihres Vaters Tochter! War sie doch schön und ihres Vaters Einfluß nach allen Seiten weit verzweigt und mächtig!

Viertes Capitel.

Die Baronin war an Ueberfluß gewöhnt, sie mußte also Alles reichlich haben, selbst Vertraute für ihre Plane wie für ihre Hoffnungen, und sie wußte sich dieselben auch mit umsichtiger Gewandtheit zu verschaffen, ohne sich dadurch den Schein eines Verrathes gegen sich selbst zu geben.

Daß sie mit der Wirthin Rücksprache darüber genommen hatte, ob es möglich sein würde, den Grafen Stefano in einem der anderen Häuser schicklich unterzubringen, war nothwendig gewesen, und es war nach ihrer Meinung ebenso nothwendig und natürlich, dem Pater Theophilus in vertraulichem Gespräche die Frage vorzulegen, ob er glaube, daß es als ein Eingriff in das Walten der Vorsehung zu

erachten sei, wenn man es sich angelegen sein lasse, seinem Kinde die Lebenswege nach dem eigenen besten Wissen zu erschließen und vorzubereiten.

Der Pater hatte mit gewohnter Vorsicht ihr entgegnet, solche Entscheidung sei nicht unbedingt zu geben, es komme dabei vor Allem auf die besonderen Umstände des Falles an. Die Baronin hatte darauf kein Bedenken getragen, auch ihm mitzutheilen, was sie der Wirthin ein paar Tage zuvor kund gethan, und er hatte danach nicht ermangelt, ihre Gewissenszweifel mit der Erklärung zu beruhigen: wie es den Eltern, als natürlichen Vorgesetzten ihrer Kinder, wohl anstehe, diese so zu führen, daß sie nicht etwa in Verblendung, oder um einer Grille wegen das Gute von sich wiesen, welches des Herrn Huld ihnen in seiner Weisheit zuzuwenden beschlossen haben könnte. Er hatte sich bei der Gelegenheit genau um die Verhältnisse des Bewerbers erkundigt, hatte von der Baronin alles Dasjenige erfahren, was ihrem Gatten auf dessen Anfragen über den Grafen Stefano berichtet worden war, und der Pater hatte seinerseits Sorge getragen, das zarte Gewissen der besorgten Mutter nach Kräften zu beruhigen.

Abends saß er seinem Abte gegenüber in dem

stillen luftigen Gemache vor dem Schachbrett. Der Gottesdienst war lange schon gehalten, das Nachtessen in dem Refektorium eingenommen worden, kein Laut regte sich in dem ganzen Flügel, in welchem die Zimmer des Abtes sich befanden.

Die Fenster nach dem Garten standen offen, der kühle Nachtwind trug den Duft des Reseda und der Nelken in den hohen Raum, und bewegte das leichte Tuch, mit welchem der hochwürdige Herr selber das Bauer seiner Drossel verhängt hatte, die mit dem Sonnenuntergange die klugen Augen geschlossen und das feine Köpfchen unter dem Flügel zur Ruhe gebracht hatte.

Der Abt hatte das Skapulier, den seidenen Gürtel und das Käppchen abgelegt, den enganliegenden Kragen seines Rockes aufgehakt und die Stiefel gegen die weichen Schuhe umgetauscht, welche die geschickte Hand einer ihm ergebenen Klosterfrau für ihn verfertigt hatte. Die Lampe brannte auf dem Tische. Zu seinen Füßen lagen zwei schöne Cypernkatzen. Ein aus dem Oriente heimkehrender Verwandter hatte sie ihm im verwichenen Jahre mitgebracht, und eben hatte der dienende Bruder den Becher heißen gewürzten Weines herbeigetragen, den der Abt gegen die Ein-

wirkung der schnell sinkenden Temperatur an jedem Abende zu genießen pflegte.

Die Partie war beendet. Der Abt, welcher dem Pater Theophilus im Spiele wie in allen Dingen überlegen war, hatte sie gewonnen, und wie den Einen der Sieg erfreute, obschon er ihn oft genug errang, so brachte den Andern die vielgewohnte Niederlage nicht aus seinem sanften Gleichmuth. Er legte die schön geschnitzten Figuren sorgsam in das alterthümliche Kästchen, und sagte, ohne sich in dieser Beschäftigung zu unterbrechen: „Es steht uns hier oben viel Besuch bevor."

Der Abt fragte, von wannen Theophil denselben vermuthe?

„Die Frau Baronin erwartet Anverwandte: eine Familie mit Sohn und Tochter!" meldete der Pater. „Das Fräulein bricht morgen in der Frühe von hier auf, ihnen bis über den See entgegen zu gehen. Ihren Rückweg denken sie gemeinsam durch das ganze Gebirge und über die Paßhöhe zu machen. Für das Ende des Monats hat der Herr Baron seine Ankunft angezeigt, und ich habe von der Mutter heut erfahren, daß man einen Bewerber um der Tochter Hand gleichfalls hierher beschieden hat."

Der Abt hatte sich gemächlich in den Armsessel zurückgelegt. Er streichelte den Kopf des Kätzchens, das sich ihm auf das Knie gesetzt hatte, da es ihn nicht mehr beschäftigt sah.

„Sie sind sich so gar wichtig, diese Art von Leuten," sagte er, „daß sie sogar für das Einfachste und Gewöhnlichste immer besonderer Zurüstungen zu bedürfen glauben! Sie hätten das vor vier Wochen in dem Badeorte bequemer haben können. Aber diese Heirath, die weit hinausgeht über Alles, was ihres Gleichen je erwarten konnte, muß noch mit einer romantischen Zuthat gewürzt und aufgetragen werden, um der Phantasie der Tochter und der Eitelkeit der Eltern ganz genug zu thun. Sie wollen sich den Anschein des prüfenden und überlegenden Zögerns geben, wo sie Alles in Bewegung setzten an das Ziel zu kommen, und mit beiden Händen zugegriffen haben."

Der Pater hörte mit Erstaunen, daß der Abt die Wünsche der Familie kannte. Er hatte gemeint, eine Neuigkeit zu berichten und fand sich nun darin getäuscht. „Hochwürden wissen es also schon?" fragte er.

„Daß Graf Stefano hierher kommt? Das hat man mir gemeldet," gab der Abt zur Antwort,

während er bedächtig aus dem schön geschliffenen Pokale nippte.

„Die Mutter sprach mit mir davon, daß sie Bedenken hege, in wie weit die Vermittlung einer Ehe rathsam und als zulässig zu erachten sei!“ bemerkte der Pater.

„Eine Gewissenhaftigkeit post festum,“ meinte der Abt, „da die Sache eine abgemachte ist. Der Bischof hat für seinen Neffen des Vaters Wort erhalten. Der Baron muß also doch der Zustimmung seiner Tochter auf eine oder auf die andere Weise sicher sein!“

„Die Baronin hat Vorkehrungen getroffen, dem Grafen eine Wohnung im Dorfe zu ermitteln,“ bemerkte Theophilus, der seine Niederlagen im Leben weniger leicht ertrug, als bei dem Spiele, und der dem Abte einen Vorschlag zu unterbreiten dachte, welcher dem Kloster nützlich sein konnte. Aber er hatte heut kein Glück, denn noch einmal kam ihm der Abt zuvor.

„Graf Stefano wird in unsern Gastgemächern wohnen!“ sagte er. „Ich habe seinem Oheim mitgetheilt, daß unser Haus zu seinen Diensten stehe. Es giebt dem Grafen die gebührende Importanz,

wenn er hier unser Gast ist; uns aber kommt es zu, es darzuthun, wie wir die Ehre schätzen, einen, wenn auch entfernten Angehörigen Seiner Heiligkeit in unserem Hause zu bewirthen."

Er brach damit ab, denn er hatte, was er auch bei dem kleinsten Anlaß, selbst seinen ergebensten Anhängern gegenüber nicht entbehren konnte, sein besseres Wissen und sein Uebergewicht wieder einmal unverkennbar dargethan. Das Weitere mochte sich der Pater, der seinen Meister kannte, selber denken, und das that er auch.

„Die Baronin will behaupten, daß der Graf des Papstes Gunst genieße!" sagte er.

„Der Bischof deutet mir das an!" versetzte Jener, „und man wird ihn danach zu empfangen haben. Mein Wagen soll ihm bis zum See entgegengehen."

Theophilus hatte das Schachbrett und das Kästchen in der andern Ecke des Gemaches an den gewohnten Platz gestellt, und noch während die Dunkelheit ihn halb verhüllte, sagte er:

„Man hat nach den letzten Auffindungen in den römischen Katakomben das Kloster der Franziskaner hier über dem Walde mit zwei Reliquien bedacht. In Zügen strömen jetzt die Gläubigen zu den Franziskanern,

und spüren dort in der Andacht wundersame Hilfe. Wir sind an solchen Gnadenmitteln arm. Eine Kapelle am Ende eines Kalvarienberges zu errichten, zeigt die Baronin sich geneigt, besonders da der Doktor ihr erklärt hat, daß sie in jedem Jahre hohe Bergluft aufzusuchen habe; und sie hat Vertrauen zu ihm gefaßt."

Der Abt antwortete nicht darauf. „Der bedeckte Gang," sagte er, „den der Doktor an seinem Hause angelegt, nimmt sich gut aus. Es ist auch zu beloben, daß er bei seinen Gästen eine kleine Taxe für die Armen einführt, und es freut mich, daß er und seine Mutter sich nicht undankbar erweisen; der Küchenmeister rühmt, daß sie gefällig sind. Es ist ihr eigener Vortheil, und klug war ja die Mutter immer. Der Doktor hat jedoch zu lange in den Hörsälen der deutschen Hochschulen verweilt."

Er vollendete den Satz nicht, sie waren gewohnt, der Abt und sein Vertrauter, sich auch mit halben Worten zu verstehen.

„Der Doktor macht sich mehr als Noth thut mit Benedikt zu schaffen," entgegnete der Pater, „und auch das Fräulein wendet Diesem um seiner Stimme willen viel Antheil zu. Ich komme nie zu der Baronin,

ohne daß die Tochter mir von seinem Singen spricht. Sie kennt übrigens auch seine Herkunft, wie seiner Mutter Schicksale, und schon zu verschiedenen Malen habe ich sie oben vor Jakobäa's Hause angetroffen. Sie sitzt dort lesend oder zeichnend; sie hat Jakobäa sogar dahin gebracht, mit ihr zu verkehren und sie zu bewirthen. Selbst Jakobäa's Töchter hat sie heimgesucht, hat sie nach der Abendandacht, die sie um Benediktus willen nie versäumt, bis zu dem Armenhause zurückgeleitet — und Benedikt ist nicht, wie sonst, in sich gesammelt und mit sich im Frieden."

„Was will das sagen," erkundigte sich der Abt, der aufmerksam geworden war.

„Er hat es neulich im Refektorium offen ausgesprochen, daß der Lobgesang auf Rom ihm die Sehnsucht wachgerufen habe, eine Pilgerfahrt dorthin zu machen, und noch darüber fort bis zu dem heiligen Grabe hin. Er wandert wieder viel umher, er sucht außerhalb des Klosters die Einsamkeit. Er ist hastig und zerstreut, daneben aber unermüdlich vor der Orgel Gesang und Spiel studirend. Seine Eitelkeit ist wieder aufgestachelt."

Der Abt entgegnete ihm darauf Nichts, und erst nach einer Weile sagte er: „Jakobäa hat bis zu dieser

Stunde über ihr Vermögen noch Nichts festgestellt, und wir haben es erfahren, daß sie für Niemand zugänglich ist, als für ihren Sohn. Ihn fortschicken, wie man's könnte, würde nicht gerathen sein, so wenig als den Fremden eben jetzt zu nehmen, was sie vermissen und wonach sie fragen würden, oder den Gästen, welche sie erwarten, die Erbauung und die Freude durch den Gottesdienst in unserm Hause zu verkürzen. Die Freude ist mittheilsam, ist geneigt zu spenden; und dem kurzen Aufenthalt der Fremden, die der erste Reif von dannen scheucht, folgt des Winters Ruhe. Inzwischen muß man auf Benediktus achten. Was man im nächsten Sommer über ihn beschließt, wird zu erwägen sein."

Der Abt hatte während der Unterredung den Becher ganz geleert, draußen von dem Thurm der Kirche schlug es neun. Durch die Stille des Klosters hörte man, wie die Schüler aus den Arbeitssälen nach den Schlafgemächern gingen, wie man die Thüren überall verschloß.

Theophilus stand noch neben des Abtes Sessel an dem Tische. Er wollte sprechen und zögerte doch damit. Er hing an dem jungen Mönche mehr als an irgend Jemand sonst, sein Seelenheil lag ihm am

Herzen. Er wünschte ihm zu helfen, ihn zu behüten vor Gefahren, von denen seine ahnungsvolle Sorge ihn bedroht sah; und doch stand er an, ihn in einer Weise zu verdächtigen, die seinem Schützling die Gunst des Abtes entziehen könnte.

„Noch," sagte er wie zu sich selbst, „ist seine Seele rein, sein Herz unangetastet, sein Gewissen ruhig und von keiner Schuld beschwert!"

Der Abt hatte sich erhoben, ohne des Paters Worten zu begegnen. Er schellte dem Laienbruder, der ihm vorzuleuchten hatte in das Schlafgemach, und erst, als dieser schon unter der Thüre sichtbar wurde, sagte er: „Besser wäre ihm, daß er sich nicht in sichrer Selbstverblendung gehen ließe; daß er sie kennen lernte, die Versuchungen der Welt, nach der ihn immer noch gelüstet. Daß er an sich erführe, wie dem Schuldbeladenen zu Muthe ist, der bußfertig und bereuend zu des Erlösers Füßen liegt, und auf die Welt verzichtend, nur nach der Gnade trachtet, um seine Seele zu erretten. Sind doch der Heiligen viele erst durch schwere Prüfung und Versuchung auf den Weg des Lichtes gelangt! Selbstverachtung führt sicherer zum Heile als Gefallen an sich selbst und an dem eignen Thun — und einzugreifen in die Hand

des Höchsten ziemt uns nicht! Er weiß, was er Jedwedem schickt und was ihm frommt, auch wo wir's nicht begreifen, und kleinmüthig verzagten Herzens fürchten."

Der Abt verließ damit das Zimmer; der Pater ging still von dannen, die langen einsamen Corridore hinab nach seiner Zelle. Er hatte seinen Oberen nur zu gut verstanden. Aber sein Geist war traurig, sein Herz beschwert, und die Mitternacht fand ihn noch wach auf seinem Lager, in Betrachtung und Gebet.

Fünftes Capitel.

Viktorinens Abwesenheit gefiel den Leuten nicht. Man hatte sich, da man sonst so Weniges erlebte, bereits daran gewöhnt, sie alltäglich auf ihrem buntgeschmückten Maulthier vorüberreiten zu sehen, und nach ihrem Kommen und Gehen auszuspähen. Die Frauen, die vor ihren Thüren arbeiteten, entbehrten ihren munteren Zuruf, die Kinder sahen sich vergebens nach der schönen Fremden um, die immer Etwas für sie in der Tasche hatte, und sogar Jakobäa betraf sich darauf, daß sie nach der Kirchthurmuhr hinüberblickte in den Stunden, in welchen Viktorine in dem Laufe der letzten Woche zu verschiedenen Malen bei ihr vorgesprochen hatte.

Es war durch den Verkehr mit Viktorinen eine große Veränderung mit Jakobäa vorgegangen. Ihre Leute merkten das vielleicht mehr noch als sie selbst.

„Es ist, wie wenn ihr die Augen wieder aufgegangen und ein Schloß ihr von dem Munde fortgenommen wäre!“ sagte die Magd, die bei den Anschafft's alt und grau geworden war.

Seit Jahren hatte Jakobäa nicht mehr daran gedacht, Etwas für ihres Hauses Zier zu thun. Es war ihr gleichgültig gewesen, wie es drinnen oder draußen aussah. Nur die gute Gewöhnung, nur die angeborene Liebe für ihr Erbe, und der ihr ebenso fest innewohnende Trieb, das Bestehende nicht untergehen zu lassen, hatten sie dazu vermocht, in unwandelbarer Ausdauer täglich ihre Schuldigkeit zu thun, ohne eigenes Verlangen, ohne jede Lust und Hoffnung. Jetzt mit einem Male war das anders.

Sie hatte mit eigener Hand die lang verwahrten, weißen Vorhänge rund um das Haus an allen Fenstern aufgesteckt, und aus dem Schranke den seit Zeiten und Zeiten nicht benutzten schönen Krug hervorgeholt, um Viktorinen die Milch in demselben aufzutragen. Der Knecht hatte die Bank unter den Bäumen mit einem neuen Sitz versehen, die Ranken an der Laube

in dem Gärtchen schneiden und an die Latten binden müssen. Das war Alles, wer weiß wie lange nicht gethan worden, und auch an der schweren eisenbeschlagenen Truhe, in der sie die alten Verschreibungen und Papiere der Familie aufbewahrte, hatte man sie nicht herumhandtieren sehen so wie jetzt.

Das mußte Etwas zu bedeuten haben, so gut wie die Besuche von Pater Benedikt, der in den Tagen immer mit seiner Klasse des Weges gegangen und stehen geblieben war, mit der Mutter zu verkehren. Aber nicht nur mit seinen Schülern hatte er die Straße eingeschlagen, selbst früh am Morgen war er wieder und wieder hinaufgekommen und hatte sich mit seinem Buche hingesetzt auf die Bank am Brunnen, und hatte dagesessen, das Brevier in Händen, ohne es nur aufzumachen. Rasch wie in seinen Knabenjahren war er dann hinaufgestiegen in den Wald, und auch dort oben hatte der Knecht ihn lesend angetroffen, als ob er das im Kloster nicht bequemer haben konnte. — Sie hätten es wissen mögen, was er da oben wollte, was er bei seiner Mutter jetzt mit einem Male suchte.

Benediktus selber fragte sich das nicht, denn er scheute die Antwort, die er sich darauf hätte geben

müssen. Eine unüberwindliche Unruhe trieb ihn umher, Vorstellungen, die er nie gehabt, gaukelten in verschwimmendem Wechsel vor seinen Augen, reizten ihn auf, sie zu verfolgen, ihnen nachzudenken, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie er sie erreichen könne.

Er wußte es nur zu gut! Viktorine hatte Recht gehabt mit ihrem Ausspruche, daß für den Entschlossenen Alles möglich sei, daß man Alles erreichen könne, wenn man nur die rechten Mittel wähle, an das vorgesteckte Ziel zu kommen. Auch aus diesem Thale, auch aus seinem Kloster war ja zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als die Armeen Suwaroffs die Schweiz durchzogen, einer der Mönche entflohen; und obschon man es in dem Kloster abzuleugnen trachtete, ging doch im Thale das Gerücht, daß jener flüchtig gewordene Pater Paulus in Rußland zu großen Ehren emporgestiegen sei, daß er ein Kriegsmann geworden sei, der zuletzt als General hoch in seines Kaisers Gunst gestanden habe, und daß einmal die Kinder des Generals gekommen wären, um seiner Erinnerung willen das Kloster zu besuchen. Was für den Pater Paulus möglich gewesen, was einem Andern gelungen war, das konnte auch ihm gelingen und leicht gelingen,

wenn ihm Viktorine hilfreich dazu ihre Hand bot. Sie, die Einzige, die bis zu dieser Stunde Mitleid mit ihm gefühlt hatte, mehr als die eigene Mutter; die Einzige, deren Sinn nicht eingeengt war in dieser Berge, dieser todten Steine Riesenmassen, die ihm die Brust bedrückten, die ihn beängstigten selbst in seinen Träumen, wenn sie zusammenrückend ihm den Weg zur Flucht versperrten, oder zerschmetternd auf ihn niederfielen, sobald er an Viktorinens Hand des Thales Grenze überschritten zu haben glaubte.

Er konnte sich's nicht denken, wie er künftig in dem Thale leben sollte, ohne sie. Er begriff nicht, wie es werden würde, wenn er nicht mehr die Tage und die Stunden zählen konnte bis zu ihrem nächsten Wiedersehen?

Schwärmend und träumend war er an einem Morgen wieder hingezogen zu dem Brunnen an seiner Mutter Haus, zu der Stelle, an welcher Viktorine zuletzt wie ein Engel der Verkündigung und Verheißung vor ihm erschienen war.

Jakobäa sah ihn schon von ferne kommen. Die Leute waren alle, wie um diese Stunde immer, bei der Arbeit; sie war allein im Hause. Da er die Treppe nicht emporstieg, trat sie zu ihm hinaus. Viel

Reden war nie ihre Art gewesen, selbst nicht mit Benedikt, und zu sagen hatten sie einander auch nie viel gehabt, seit er im Kloster war.

Er bot ihr kurzweg „Guten Tag", sie gab ihm das ebenso kurz zurück, und blieb oben unter ihrem Vordach stehen.

„Die Bank ist neu gemacht," sagte Benediktus endlich, weil die Mutter ihn so unverwandten Blickes ansah, daß er merkte, sein Schweigen wundre sie.

„Die alte hielt nicht mehr!" gab sie ihm zur Antwort. Er schöpfte den Becher voll, der an dem Brunnen hing und trank daraus.

„Das Wasser ist doch das frischeste rund um!" bemerkte er.

„Das spricht das Fräulein auch!" sagte die Mutter hastig.

„Ist sie zurück?" fragte der Sohn, während bei dem bloßen Gedanken an Viktorine ihm das Blut die Wangen färbte.

Die Mutter verneinte es. Sie wußte auch nicht, wann sie wiederkehren würde, und er wagte weiter nicht, von ihr zu sprechen, aber Jakobäa that es. Sie hatte nur darauf gewartet.

„Ich sah es mit Verdruß, als sie zum ersten

Male herkam," sagte sie und brach dann ab. Er fühlte, daß die Mutter Etwas auf dem Herzen hatte, und er hätte gern erfahren, was es sei; sie wußten sich aber Beide nicht zu helfen. Endlich trug der Mutter Ungeduld den Sieg davon.

„Komm hinein, es wird hier draußen heiß!" sagte sie, obschon kein Strahl der Sonne durch das dichte Laub der Bäume drang, und der Himmel sich bewölkte. Er folgte ihrer Mahnung.

Wie er nun drinnen in dem großen kühlen Raume saß, zog sie die Thüren des Hauses und der Stube zu, und sah sich um, als müsse sie sich ganz besonders überzeugen, daß sie Niemand höre. Dann blieb sie ihm gegenüber stehen.

„Gerufen hätte ich Dich nicht," sprach sie, „aber Du bist von selbst gekommen und sie hat mir gesagt, was ich ja gewußt habe von der ersten Stunde an, und was mir auf dem Herzen gelegen hat seit dem Tage, an dem Du Alles erfahren und hier gesessen und die Augen von mir abgewendet hast."

„Laß mich gehen, Mutter!" fiel er ihr in's Wort, „und laß das ruhen!"

„Nein," sprach sie mit eiserner Bestimmtheit. „Ich hab's in mir verschlossen alle die Jahre lang,

und kein Wort davon ist über meine Lippen gekommen. Einmal aber will ich's sagen. — Ich kann sie nicht ansehen, sie und ihre schwarzen Röcke, wenn sie hier vorüberschleichen und schielen nach dem Hause hinauf und gehen über meine Matten, als könnten sie die Stunde nicht erwarten, daß es ihre sein und ihre Kasten füllen und sie mästen wird. Und daß Du es nun weißt! verschreiben thue ich's ihnen nicht, so lange ich noch meine fünf Sinne klar zusammen habe. Für uns ist es gebaut, bei uns soll es auch bleiben!"

„Bei uns?" wiederholte Benedikt mit Bitterkeit, „ich dächte Mutter, Du hättest gut dafür gesorgt —"

Sie ließ ihn nicht zu Ende sprechen. „Wenn es auf einen Menschen herniederfällt, er weiß nicht wie, da hält er sich, woran er kann; da glaubt er Alles, da thut er Alles, was man ihn thun heißt, denn er kann sich nicht besinnen."

Und wieder hielt sie inne und sagte dann so leise, als fürchte sie den Ton der eigenen Stimme: „Wäre sie damals hergekommen, sie oder ein Anderer, der mehr von der Welt verstanden hätte als ich in meiner Zerschlagenheit, und es hätte mir Einer gesagt wie sie: „was hast Du denn verbrochen? Du

hast Unglück gehabt und bist betrogen worden zum Erbarmen. Mache gut an Deinen Kindern, was an Dir gesündigt worden ist von ihrem Vater, denn sie haben Niemand auf der Welt, als Dich allein, und die Menschen werden ihnen den schlechten Vater um der guten Mutter willen nicht gedenken." Hätte mir Einer das gesagt, ich hätte es verstanden und danach gehandelt! Aber sie waren lüstern nach unserm Hab und Gut, und mit meinen weinenden Augen habe ich das nicht gesehen in meiner Angst, und habe es über mich und Euch gebracht!"

Ihre Rede war fest, sie verzog keine Miene, aber die Thränen liefen ihr über die Wangen. Sein Lebelang hatte der Sohn sie also nicht gesehen, es wendete ihm das Herz um in Erbarmen und in Mitleid. Er hatte sie nie so sehr als seine Mutter, sich als ihren Sohn, als Denjenigen empfunden, der berufen war, ihr ein Stützer zu sein in dem Schicksal, dem sie unterlegen war.

„Laß es gut sein Mutter, und sei ruhig!" tröstete er sie. „Es klagt Dich Niemand an. Die Schwestern sind ja freudig in der Arbeit, die ihr Theil geworden ist und ich —"

„Lüge nicht!" rief die Mutter, noch ehe er voll=

enden konnte. — „Ich weiß es Alles, sie hat es mir gesagt. — Du bist nicht ruhig, kannst es niemals werden. Gott hat die wundersame Stimme Dir in die Brust gelegt, und wie die gefangene Drossel zerschellst Du Dir den Schädel an den Mauern, in denen sie Dich halten!“ — Sie stieß die Worte, denen er es anhörte, daß sie ihr von Viktorinen kamen, mit Heftigkeit hervor, und sie erschreckten ihn, als hätte er nicht, seit er die Fremde kannte, das Gleiche oft genug gedacht.

Die Mutter hatte seine Hand ergriffen und zog ihn hin bis zu der alten Truhe, die sie vor ihm aufschloß. „Sieh!“ sagte sie, scheu wie die Missethat um sich blickend, „da liegt das Geld! Nimm's und geh! — Sie kennt Weg und Steg, sie hat Freunde und hat Macht und Einfluß. Ich will Dir eilig folgen, und Beide wollen wir dann pilgernd hinziehen und knieen, Du und ich an rechter Stelle. Tag und Nacht wollen wir flehen vor Sankt Peters Thron! Alles will ich daran setzen! Opfer will ich bringen, so viel man heischen mag, denn ich bin reicher als sie es vermuthen — nur daß Du der Erbe dieses Hauses wirst.“

Sie nahm aus einem kleinen Schube eine Rolle

Goldstücke hervor, sie ihm zu geben. Seine Blicke flogen danach hin, seine Hand streckte sich mit raschem Verlangen danach aus. Es war die Aussicht auf Befreiung, die ihn reizte, nicht der Besitz des Hauses und das Erbe. Aber vor sich selbst erschreckend, entfernte er sich von der Mutter. Denn jetzt, hier unter diesem Dache, hier unter der Mutter hartem Blick und Wort, trat plötzlich die nackte Wirklichkeit an ihn heran, und hob die gewaltige Hand auf gegen ihn und gegen sein Verlangen, und gegen die Hoffnungen, welche Viktorinens gauklerische Phantasie in ihm entstehen machten.

Hier von eben dieser Stätte war dereinst sein Vater durch sein Verbrechen fortgetrieben worden in die Welt. Durch diese Thüre war seine Mutter fast ein Menschenalter lang an jedem Tage früh und spät hinausgeschritten, ihre büßende Andacht in der Kirche zu verrichten. An diesem Tische hatte er gesessen, nachdem er es erfahren, daß und weshalb ihn seine Mutter mit einem heiligen Eide der Kirche angelobt. Und standen sie denn nicht mehr drüben, die Kirche und des Klosters Mauern? Hatte er das Gelübde der Mutter nicht auf sich genommen, und es aus eignem Entschlusse bekräftigt in der Stunde, in welcher er

die Weihen empfangen, in welcher er geschworen hatte, in Keuschheit, in Armuth und in Gehorsam der Welt und ihren Freuden zu entsagen, um seines Vaters Schuld zu sühnen und dem Herrn zu dienen für und für? — Was war denn über ihn gekommen? — Ach! er wußte es nur zu gut! — Er schlug verzweifelnd die Hände in einander; es stand schlimm um ihn und um sein Heil!

Wie die rasch aufgestiegenen grauen Wolken draußen — so düster und in so wildem Zuge jagten die Gedanken durch sein Hirn. Er sah die Mutter vor sich stehen und hörte doch daneben Viktorinens verlockende Worte, und vernahm sie auch, die nicht zu übertäubende Stimme seines Gewissens, die sich auflehnte gegen die Mutter und gegen Viktorine, und die niedergehalten wurde von jenem geheimen Verlangen, vor dem ihm schauderte, daß er ihm den rechten Namen nicht zu geben wagte.

Der Mutter Auge folgte jeder seiner Bewegungen und Mienen, sie näherte sich ihm und zog ihn mit starker Hand zu sich zurück. „Du zauderst?" fragte sie, indem sie ihm ihr Gold noch einmal darbot.

„Der Wahnsinn kommt über Dich und mich!" rief er, „laß ab von mir mit dieser Qual!"

„Du zauderst?“ wiederholte sie mit Bitterkeit und von der wilden Gewalt des lang verhaltenen Schmerzes hingerissen; sie stieß seine Hand von sich und höhnte: „Bleib denn ihr Knecht, und trage ihre Kutte und ihre Ketten bis an Dein Lebensende!“ und mit raschem Schlage den Deckel der Truhe zuwerfend, sagte sie: „Ich wollte, das Wetter, das dort aufsteigt, zerschmetterte das Haus und mich, ehe daß es ihnen in die Hände fällt!“

„Mutter! Mutter!“ warnte und flehte Benedikt. „Es liegt schon Fluch genug auf diesem Hause!“

„So geh' hinweg von seiner Schwelle! geh! und sing' und bete mitten unter ihnen, die ihre habgierigen Hände heuchelnd falten, bis sie es an sich gerissen haben werden, all unser Hab und Gut! Und kehre mir nicht wieder, denn Du hast kein Herz, keine Ehre! Du bist zu feig zu sühnen, was Dein Vater an mir gesündigt hat! Nicht einmal es zu versuchen hast Du Muth! — Muß es denn mit uns aus sein und mit unserm Hause, so sei's je eher, je besser! Geh! auf Nimmerwiederkehr!“

Sie lachte laut auf wie im Irrsinne. Es fuhr ihm kalt durch Mark und Bein. Wie die fahlen Schwingen aufgeschreckten Nachtgevögels, verwirrend

und ungreifbar, schwirrte es durch seinen Sinn, daß ihm davor graute.

„Auf Nimmerwiederkehr!“ sprach er ihr tonlos nach, und sie fliehend, um sich vor sich selbst zu retten, eilte er von dannen.

Sechstes Capitel.

In Pater Theophilus' Brust schlug ein mildes, weiches Herz. Er liebte Benedikt wie sein leiblich Kind, und härmte sich um der Versuchung willen, der er ihn ausgesetzt und um den Kampf, in welchen er ihn verwickelt wußte.

Als er sich vor jenen langen Jahren Jakobäa's angenommen hatte, war es ihm nur um sie und um ihr Heil zu thun gewesen, wo des Abtes weitblickende Klugheit gleich im ersten Augenblicke die Vortheile erwogen hatte, welche das Mißgeschick der Rathsuchenden dem Kloster bringen konnte, wenn man es richtig zu benutzen wußte; und Jakobäens und ihrer Kinder Heil und Frieden lagen dem greisen Pater auch noch jetzt am Herzen, wenn schon er seines Oberen Zwecken diente.

Er selber hatte keine Angehörigen mehr. Das Kloster war seine Heimath, die Brüderschaft seine Familie geworden, wie der Doktor es Viktorinen zutreffend genug bezeichnet hatte. Aber der unabweisliche Trieb der menschlichen Natur nach irgend einem Wesen, dem er seine liebende Sorge, seine Pflege angedeihen lassen konnte, jenes Verlangen, das dem Einsamen die Spinne werth macht, welche sich an das Fenster seines Zimmers heftet, war in des Mönches sanfter Seele darum nicht erloschen, und seine ganze Zärtlichkeit hatte sich Benediktus zugewendet. Seine Gebete galten ihm, seine Gedanken folgten ihm, seine Liebe wachte über ihn. Er hatte es deshalb mit Genugthuung vernommen, daß Viktorine für einige Tage das Thal verlassen hatte, denn er hoffte, ihre Abwesenheit solle Benediktus heilsam werden und ihm Ruhe gönnen. Der Jüngling aber war von Ruhe weit entfernt.

Wie ein Sturmstoß den Ast vom Baume, so hatte der Mutter ungemessene Leidenschaft ihn hinweggetrieben von der Schwelle seines Vaterhauses. Er war gegangen, er wußte nicht wohin. Keines festen Gedankens, keiner klaren Vorstellung mächtig, war er vorwärts geeilt, nicht achtend des schweren

Wetters, das emporstieg, nicht achtend des stärker und stärker werdenden Sturmes, mit dem das finstere Gewölk, das Licht verschattend, in das Thal einzog.

Schon waren der Berge Gipfel nicht mehr sichtbar, schon hörte sich's wie ferner Donner in der Luft; die Vögel suchten ängstlich gegen den Wind ankämpfend ihre Nester. Von dem breiten Fahrwege, der das ganze Thal durchzog, wirbelte hoch der Staub empor. Ein fahler Sonnenstrahl, der durch die Wolken niederfiel, durchleuchtete ihn einen Augenblick, dann ward es wieder dunkel, und nur der weiße Gischt erglänzte noch auf den finstern Wellen des Bergwassers, das durch das zitternde Gras der Wiesen rauschte. Mit grellem Streiflicht zuckte ein Blitz vorüber. Den Laut des Donners verschlang das Heulen des Sturmes. Er beugte die Wipfel der Bäume, daß die Aeste knarrend stöhnten. Hier flog zwischen den Blättern, die er vor sich hertrieb, ein Zweig, dort ein anderer zu Boden. Ein neuer heftiger Sturmstoß, ein flammender Blitz, ein Donner, der von den Bergen wiederhallte, daß alle Kreatur davor erbebte — und in prasselnden Strömen fiel schallend der Regen vom Himmel auf die Erde nieder.

Benedikt hatte den Aufruhr in den Elementen kaum empfunden. Mit festem Schritte war er angegangen gegen den brausenden Wind; es hatte ihm wohlgethan, einen äußeren Widerstand zu besiegen, weil er des inneren nicht Herr zu werden vermochte. Ohne sich zu fragen, wohin er wolle, war er, von seiner Unruhe getrieben, fort und fortgegangen, bis er aufathmend sich auf der Klostermatte wiederfand. Ein unbewußtes Verlangen hatte ihn hingezogen nach der Stätte, an welcher er sie zuerst allein getroffen, nach dem Platze, an dem sie ihm wieder zu begegnen verheißen hatte.

Er wußte, daß sie nicht da sein konnte, und sein Auge suchte sie doch! Er wußte, daß er sie liebte — leidenschaftlich liebte, — er, der gottgeweihte Mönch, für den es Meineid war, an sie zu denken! Und doch fühlte er sich versucht, nach ihr zu rufen, nur um den Namen auszusprechen, in dem für ihn sich alles Glück und alles Leid zusammendrängte; aber er preßte den Laut in seine Brust zurück. Er fürchtete, sie werde ihm erscheinen: ein Truggebild, sie und doch nicht sie, die Verlockung zu vollenden, die wie mit einem Zauber ihn befangen hatte seit der Stunde, in welcher sie ihm den Sinn umstrickt mit ihrem Singen, und

ihm den Blick eröffnet hatte in die Welt, in der sie lebte.

Er lehnte wieder unter dem Baume, an welchem er dazumal gestanden. Drüben, jenseit der Thalschlucht lag sein Vaterhaus, zur Rechten stiegen die Mauern und Thürme des Klosters in die Höhe; aber der dichte Regen und die tief im Thale ziehenden Wolken verschleierten die Einen wie das Andere, daß er es sah, als wäre er weit davon entfernt, als wogten die Wasser eines Meeres zwischen ihm und jenen Stätten, als schwellten und stiegen sie um ihn empor, in neuer Sündfluth ihn und alles Erschaffene zu verschlingen, um ein Ende zu machen dem Kampfe und den Qualen, denen er sich nicht gewachsen fühlte.

Wie ein Schwert war die Erkenntniß, daß er in Liebe für ein Weib entbrannt sei, durch seine Seele gefahren und hatte sie in sich zerspalten, daß sein Wünschen und Begehren sich wie Feinde erhoben gegen seinen Eid, und sich nicht beugen wollten vor dem Ruf des eigenen Gewissens. Er wollte sich besiegen und streckte sehnend die Arme aus nach ihr, die all das Unheil über ihn gebracht, die auch seine Mutter aus ihrem schwer errungenen Frieden aufgescheucht, die

ihr das Herz verwandelt hatte wie ihm; verwandelt, wie der Freund es warnend ihm vorausgesagt — daß keine Macht den Zauber lösen konnte, der ihn gefangen hielt und an sie band; daß Nichts ihm übrig blieb, daß er verloren war, verloren hier und dort in alle Ewigkeit!

Die Gewalt des Wetters hatte sich ausgetobt, der Regen fiel allmälig still und dicht hernieder. So weit sein Auge reichte, war kein Mensch zu sehen. Frei war er in diesem Augenblicke! Wenn er diese Gelegenheit benutzte, zu entfliehen, wenn er diese Stunden benutzte, das Thal zu verlassen, so war ein weiter Vorsprung für ihn möglich, und Beistand zu finden durfte er gewiß sein, wenn er dem Dringen der Mutter, der Weisung Viktorinens nachgab. In dieser Stunde, vielleicht in keiner anderen jemals wieder, hatte er sein Schicksal in der Hand.

Er brauchte nur zu wollen, und er konnte erreichen, was ihn in seinen Knabenträumen so gereizt. Die Welt lag vor ihm offen, wenn er die Kraft, den Muth besaß, sich jetzt in sie zu stürzen.

Den Muth! Die Kraft!

Er hielt mit einemmale inne. Den Muth, mit allen seinen Kräften nach Befriedigung seiner Be-

gierden zu ringen, den besaß jedweder rohe Mensch, den besaß sogar das wilde Thier! —

Aber war das die Kraft, nach der er getrachtet hatte, als nach seinem höchsten Ziele? Der Muth der irdischen Selbstsucht, was hatte der gemein mit jener Kraft und jenem Muthe all der Tausende von Männern und Frauen, die, der Welt und ihrem trügerischen Schein entsagend, auf all ihr menschlich Wollen und Begehren verzichtet hatten, dem Heilande nachzufolgen und ihm ähnlich zu werden, dem Gottessohne, dessen Bild sich hier vor ihm erhob?

Er schlug sein verdüstert Auge scheu empor zu dem Kreuze, das inmitten der Klostermatte aufgerichtet stand. Wie oft hatte er vor demselben geknieet, ein Knabe noch, als sein ungezähmter Sinn sich widerwillig aufgelehnt gegen den Gedanken, das Ordenskleid zu tragen! Wie viele Stunden hatte er sich hier versenkt in Betrachtung und Anbetung des Lebens und des Beispiels dessen, der es der Menschheit kund gethan, wie sie zu leben habe, um sich emporzurichten aus der Finsterniß zum Licht, aus der Erde Schlamm in reinere Regionen. Hier an dieser Stelle hatte er geknieet auch an dem Abende des Tages, an welchem er die Weihen empfangen, und hatte freudigen Herzens

die Eide wiederholt, die er gläubiger Ueberzeugung voll, am Altar ausgesprochen, in Keuschheit, in Armuth und in Gehorsam zu verharren bis zu seinem letzten Athemzuge, um ein würdiger Verkünder zu sein der höchsten Gedanken, deren die Menschenseele fähig ist, und deren sie nöthig hat, um nicht herabzusinken zu dem Thier: die Selbstverleugnung und die Nächstenliebe.

Er fiel auf seine Kniee, und als hätte ein Gnadenschatz sich angesammelt hier an dieser Stelle, so erweichte sich sein Schmerz. Der feste Glaube, der ihn hier so oft erhoben, die fromme Zuversicht und Rührung früherer Tage, sie dämmerten wieder in ihm auf. Sie leuchteten ihm hell und heller in das Dunkel seines Kampfes, und träufelten milde, beseligende Wehmuth in sein Herz.

Er preßte seine heiße Stirne gegen das Kreuz, er rief in flehender Angst zu ihm empor, der aller Versuchung und Verlockung widerstanden, der gerungen und gekämpft hatte als des Menschen Sohn, der wie ein Mensch geschaudert hatte vor der Bitterkeit des Schmerzes und des Todes, und der dennoch überwunden hatte in Glauben und im Vertrauen, und hingegangen war, den Kreuzestod zu leiden — er, der

Sündenfreie! Der auf sein schuldlos Haupt genommen die ganze Sündenlast der Menschheit, die vor ihm gewesen war und die nach ihm zu kommen hatte — also auch die seine!

Mit beiden Armen klammerte er sich an das Kreuz. — Er konnte wieder beten: für sich, für seine Mutter, und auch für sie! Er konnte beten, und er konnte weinen. —

Es war schon gegen den Mittag hin, als er endlich durch das Thor des Klosters einging. Man hatte ihn vermißt, und fast gefürchtet, daß ihm ein Unfall bei dem schweren Wetter zugestoßen wäre. Seine Erschöpfung fiel nicht auf, sie war nur zu erklärlich, und man sah ihn ruhig nach seiner Zelle gehen. Nur Pater Theophilus folgte ihm dorthin, des Greises Auge war so wenig wie sein Herz zu täuschen.

Er fragte, was geschehen sei.

Statt der Antwort warf sich Benedikt in seine Arme; der Greis hielt ihn an seinem Herzen fest. Er drang nicht mehr in ihn, da Jener schwieg. Er kannte seinen Schüler und wußte, wie er ihn zu nehmen hatte.

Benedikt hatte sich von ihm los gemacht und war

müde auf sein Lager hingesunken. Der Greis saß schweigend neben ihm. Erst als man zum Mittagmahle läutete, legte er seine Rechte auf des Jünglings Stirne.

„Richte Dich auf, mein Sohn!" sprach er zu ihm. „Dein Gewand ist durchweicht, Deine Hände und Dein Antlitz sind kalt und klamm. Folge mir, daß wir Deine Kleider trocknen. Du hast Trank und Speise nöthig. Komm!"

Benedikt schüttelte verneinend das Haupt. „Nichts habe ich nöthig!" stöhnte er. „Nichts auf dieser Welt, als Einsamkeit und meines Heilands Gnade!"

Der Greis erschrak vor diesem Aufschrei, doch er verbarg es still, und sich zu dem Jüngling niederbeugend, sprach er:

„So bleibe hier! und lege vor ihm nieder, was Dein Herz bedrängt. Ich will im Geiste bei Dir sein die Nacht im Wachen und Gebet, während Du Deine Seele sammelst. Morgen —"

„Morgen," fiel ihm Benediktus ein, „morgen, mein Vater, wirst Du mich ja hören!"

„Und Gottes Gnade wird mit uns sein!" tröstete der Greis. Benediktus aber verbrachte den Tag und auch die Nacht in Fasten und Gebet.

Siebentes Capitel.

Früh am andern Morgen knieete, als die Frühmette gesungen war, der Jüngling vor dem Beichtstuhl, in welchem Pater Theophilus Beichte hörte.

Das Gewitter des vergangenen Tages hatte die Natur erfrischt, die Kirchenthüren standen offen, der Morgenluft den Einzug zu gestatten. Die Sonne schien warm hinein. Sie beleuchtete die Weihrauchswölkchen, welche von der Frühmette her noch durch des Chores Gewölbe zogen. Eine verirrte Schwalbe schoß unter dem hohen Dome hin und wieder, ängstlich den Ausgang suchend, während die geöffneten Thüren ihr doch denselben boten. Sonst regte sich in der Kirche Nichts. Nur den schweren Pendelschlag der Thurmuhr vernahm man in der tiefen Stille.

Benedikt hatte seinem Beichtiger das tiefste Innere seines Herzens bloß gelegt. Er hatte Nichts zurückbehalten, Nichts beschönigt. Wie er in den bangen Stunden dieser Nacht unerbittlich die letzte Falte seines Herzens vor sich selbst enthüllt, so sprach er jetzt vor seinem Beichtiger all sein Irren und sein Fehlen, sein sündhaft Wünschen und sein frevelnd Hoffen aus.

Er berichtete, wie Viktorinens Herantreten ihn überrascht, wie ihr Gesang ihm Leib und Seele aufgeregt. Er klagte sich an, daß er sein erstes einsames Begegnen mit ihr geflissentlich verschwiegen, daß des Doktors wohlgemeinte Mahnung ihn nur noch lebhafter gereizt habe, die Sängerin wiederzusehen. Er gestand, wie er sich absichtlich betrogen, wie bei aller Begeisterung, welche er für die Kunst empfinde, es nicht die Liebe zur Musik allein gewesen sei, die ihn die Fremde suchen machen, sondern die Leidenschaft der Liebe für sie selbst, in ihrer ganzen verzehrenden Gewalt.

Er schilderte dem Greise, wie Viktorine ihm von einem Leben in der Welt und in der Kunst gesprochen habe, bei welchem ihm der Erdenfreuden und der Bewunderung reiches Maß nicht fehlen könne; wie sie ihn auf die Möglichkeit verwiesen, durch des höchsten

Priesters Gnade seiner Eidespflicht enthoben, und zur Rückkehr in die Welt, zur freien Hingebung an die Kunst ermächtigt zu werden. Selbst daß sie seiner Mutter das gleiche Ziel als ein für ihn erreichbares bezeichnet, und daß die eigene Mutter mit flehender Bitte in ihn gedrungen habe, das Wagniß zu bestehen, um dann als ihres Hauses Erbe sein Geschlecht einst fortzupflanzen, selbst das enthielt er seinem Beichtiger nicht vor.

Aber seine Stimme bebte, seine bleichen Wangen röthete die Scham, als er diese Worte über seine Lippen gehen ließ, und obschon er des Sprechens ebenso gewohnt, als des Ausdrucks mächtig war, verstummte ihm der Mund. Erst des Paters Frage, was er erwidert und gethan habe auf der Mutter Vorschlag, rief ihn aus seiner Versunkenheit empor.

„Wie des Irrlichts Flamme, die in die Tiefe lockt, aus der kein Wiederkehren ist,“ sprach er, „so erglänzte und lockte das Gold vor meinen Augen. Es war der Schlüssel zu dem Glück der Welt. Eine höllische Versuchung stellte mir in Bildern, die ich nie erschaut, ihre Freuden in hellstem Lichte vor, und es war der eignen Mutter Hand, die es mir bot, es war meine Mutter, die in mich drang, zu fliehen und

des Lebens zu genießen in der Welt, in welcher —"

Er hielt inne und preßte die gefalteten Hände gegen seine Stirn.

Theophilus erbarmte seiner, doch schonen durfte er ihn nicht. „Vollende!" mahnte er, „und sprich es aus, was Du zu denken nicht gescheut hast. Was war das letzte Ziel, nach dem Du strebtest in der Welt?"

„Gönne mir's, mein Vater, daß mein Mund sie nicht mehr nenne!" bat der Jüngling kaum vernehmbar, und auf seine inbrünstig gefalteten Hände fielen ein paar heiße schwere Thränentropfen nieder.

Der Pater ließ ihm eine kleine Rast.

„Und was hielt Dich zurück?" fragte er danach.

„Nicht meine Kraft, mein Vater!" bekannte Benedikt. „Mir wallte das Herz auf in sündiger Begier. Ich streckte die Hand aus, ich war entschlossen, obschon ich wußte, was ich damit that. Da — — wie soll ich's nennen, was mich plötzlich hielt und bannte?" Und noch einmal stockte ihm das Wort, daß Theophilus ihn zu sprechen mahnen mußte.

„Ich dachte nicht an Gott, nicht an den Heiland, nicht an mich und meiner Seele Heil, nicht an die Verdammniß, der ich mich überliefern wollte. Es

war kein heiliger Gedanke, der mich zaudern machte. Eine weltliche Rücksicht war es ganz allein. Ich fühlte ein Mitleid, ein Erbarmen mit der Mutter. Ich sah ihr verstörtes Angesicht, das zornige Feuer ihres Blickes, und ich sagte mir: des eidbrüchigen Mannes unglückseliges Weib soll nicht die Mutter eines Sohnes sein, der seinen Eid gebrochen hat! — Sie soll sich vor den Menschen des Sohnes nicht zu schämen haben wie des Gatten, nicht zu büßen haben auch für mich! Besser, daß ihr Zorn sich auf mich richtet, als daß der Heiland sein Antlitz wenden muß von ihr, auf der des Unheils und des Fluches genug schon lastet!"

„Hast Du ihr das ausgesprochen?" fragte Theophilus, dem ungesehen die Augen übergingen, daß er sie trocknen mußte mit der Hand.

Benediktus verneinte es. „Ich war mit meiner Kraft zu Ende, die Versuchung war zu groß, ich konnte Nichts als fliehen!" — und von der Gewalt seiner unterdrückten Leidenschaft rasch und rascher vorwärts getrieben, sprach er dem Beichtiger von dem Widerstreben seines Sinnes, von der Auflehnung seines irdischen Menschen gegen das Begehren, sich aus der sündigen Verirrung emporzurichten und seine Seele

zu erheben zu dem Herrn und Heiland in freudiger Entsagung. —

„Hilf mir dazu, mein Vater!“ flehte er, „hilf mir, daß ich nicht erliege unter dem Sturm der Sinne, der mich verwirrt, daß ich Nichts sehen und denken kann, als sie — als sie allein!“

Er brach zusammen, in seinem Schmerz verstummend. Der Pater störte ihn nicht, er ließ ihm sich zu sammeln Zeit, und er hatte auch mit sich selbst zu Rathe zu gehen. Er war katholischer Christ aus tiefster, treuster Ueberzeugung; er hatte das Ordenskleid als das höchste Ehrenzeichen angelegt, nach dem sein frommes Herz getrachtet, und nie ein anderes Ziel gekannt, als in Gottesfurcht und Menschenliebe sein Dasein in des Klosters heiliger Abgeschiedenheit zu verbringen, bis des Herrn Wille ihn dereinst rufen würde, um ihn gnädig einzuführen in die Gefilde einer besseren Welt, hin zu des Paradieses heiligen Pforten. Sein ganzes irdisches Wünschen hatte sich auf Benedikt bezogen. Ihn hatte er fortschreiten zu sehen gewünscht in Wissenschaft und Kunst, für ihn hatte er ehrgeizige Hoffnungen gehegt. Er war stolz gewesen auf des Jünglings mächtige Stimme, und was er sich bisher nicht eingestanden hatte, selbst auf

des jungen Mannes stattliche Gestalt und Schönheit. Er empfand dies jetzt mit schwerer Reue, als er in das bleiche, schmerzzerrissene Antlitz schaute, das zu ihm emporsah. Auch er hatte gefehlt, auch er hatte sich anzuklagen. Weil du an einen sterblichen Menschen, so sagte er sich, dein Herz gehängt, mehr als dir heilsam war, trifft dich des Herrn Hand in diesem Gegenstande deiner Erdensorgen, und dir geziemt's, mit ihm zu büßen seine Schuld, ihm tragen zu helfen, was ihm auferlegt ist, auch um deiner eigenen Sünden willen!

Hätte er seiner Einsicht folgen, nach seinem Ermessen handeln dürfen, so würde er Benediktus mit irgend einem Auftrage, der angestrengte Arbeit erheischte, weit weg entsendet haben in ein fernes Land; aber des Abtes Wille hatte anders über ihn bestimmt und Theophilus hatte sich vor dem Willen seiner Oberen in Gehorsam zu bescheiden.

Sein unbeirrtes, kindliches Vertrauen in die göttliche Vorsehung kam ihm dabei zu Hülfe. Es gab ihm die Festigkeit, deren er zum Troste für sich und Benedikt bedurfte. Der Abt hatte es ausgesprochen, daß es dem Menschen nicht zustehe, in des Höchsten Fügung vermessen einzugreifen. Wer durfte Bene-

diktus also zu schützen trachten, wenn des Höchsten Weisheit es beschlossen hatte, ihn in Versuchung fallen zu lassen, damit er ringen und kämpfen und sich besiegen lerne? — Und wieder tauchten die Vorliebe und das ehrgeizige Hoffen für den Sündigen, ohne daß er sich dessen bewußt ward, in dem frommen Greise auf. Sie waren ja Alle viel geprüft worden, und schwer versucht, und hatten unterlegen und sich erst in heißen Kämpfen zu befreien trachten müssen, die heiligen Märtyrer, die Blutzeugen und Nothhelfer, um deren selige Häupter jetzt der Glorienschein erglänzte. So mußte denn auch Benediktus sich unterwerfen, sich dem Rathschluß Gottes unterwerfen, und sich zu erretten suchen durch Kasteiung seines Fleisches, durch Erhebung seines Geistes; an Theophilus aber war es, ihm beizustehen, ihn zu ausharrendem Ueberwinden zu ermahnen.

Mit beredtem Worte sprach er dem Zerknirschten zu. Was ihm selber wie eine Erleuchtung in der Nacht der Trübsal gekommen war, das goß er ernst und doch erbarmungsvoll dem Schmerzzerrissenen in das Herz.

„Seit Du die Hände zu falten vermochtest und Deine Lippen die Worte stammeln konnten,“ sagte er,

„hat man Dich angehalten, das Gebet zu sprechen, das der Heiland uns gelehrt. Früh und spät hast Du mit seinen Worten zu dem Herrn gefleht: Führe uns nicht in Versuchung! Und da die Versuchung nun an Dich herantritt, da der Allweise sie Dir in Deinen Weg stellt, damit Du Dir bewußt würdest Deiner Unzulänglichkeit, und angetrieben Dich um so inbrünstiger zu ihm zu wenden, von dem allein uns Heil und Hilfe kommt, jetzt denkst Du sie nicht zu bestehen die Prüfung, die der Herr Dir zuerkennt? Jetzt denkst Du feig zurückzuschrecken vor der Arbeit an Dir selbst, die Dein zugewiesen Theil ist? — Ist das der Glaube an die Vorsehung? Ist das die Nachfolge des Heilandes, der sein Kreuz auf sich genommen hat, und zu dem Du Dich bekannt hast?“

Benediktus neigte das Haupt hernieder. „Es ist in der Creatur,“ fuhr der Greis mit wachsender Strenge fort zu ihm zu sprechen, „daß ihre Verzagtheit widerspenstig vor dem Leidenmüssen schaudert. Auch der Heiland, so lange die Menschlichkeit ihn noch umhüllte, hat sich niedergeworfen auf seine Kniee und hat emporgeschrieen zum Vater: Herr! ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber! — und da der Erdenleib ihn bannte in den irdischen Schmerz, ist er

verzagt und hat in seinem Zweifel aufgestöhnt: Gott! mein Gott! warum hast Du mich verlassen? — Aber er hat das Erdenleben überwunden und den Tod, und ist eingegangen in das ewige Leben, aus dem er niederbickt auf einen Jeden, und sich wendet zu einem Jeden, der in der Versuchung Angst und Noth das Auge und das Herz zu ihm erhebt. Und Du wolltest feige fliehen, da Dein Erlöser mit Dir ist? Das sei ferne von dem, der ihn erkannt hat und sein Gelöbniß abgelegt auf ihn."

Er faltete die greisen Hände zu schweigendem Gebet. Die Stille wirkte auf Benediktus noch gewaltiger als des frommen Paters Mahnung. Wie hatten sie ihn sonst entzückt, der frische Lufthauch, der so leise durch die Kirche zog, das Sonnenlicht, das durch die Fenster leuchtete! — Jetzt aber kühlte der Lufthauch seine heiße Stirn nicht, das Sonnenlicht erfreute ihn nicht mehr, es lockte ihn nicht hinaus in die Natur, die Gott erschaffen. Er hätte sich verbergen mögen in der Klostermauern engste Zelle, gefesselt hätte er sein mögen, um nur seines freien Willens ledig zu sein, um sie nicht suchen zu können, ihr nicht mehr begegnen zu können, auf die alle seine Gedanken hingewendet waren im Wachen und im Traum.

„Was hast Du über mich beschlossen? Was soll ich thun, mein Vater?“ fragte er endlich bang beklommen.

„Des Tages Arbeit so wie immer!“ gab der Greis zur Antwort.

Benediktus zuckte vor dem einfachen Gebot zusammen. Der Greis bemerkte es, und er wußte, was der Andere erwartet hatte; aber es stand nicht bei ihm, dem Jünglinge die Art von Buße aufzuerlegen, nach welcher es dem Schwankenden verlangte.

„Deine Tagesarbeit,“ wiederholte Theophilus, „muß von Dir gewissenhaft geleistet werden, damit im Kloster Niemand durch Dich Aergerniß empfange, damit Niemand aus der Schülerzahl irre werde an dem Beispiel eines unserer Brüder, der ihnen zum Lehrer und zum Vorbild dienen soll. Arbeiten sollst Du vor der Menschen Augen, und knieen vor dem Herrn in Fasten und Gebet, daß er, der Dir die Versuchung auferlegt, Dir die Kraft verleihe, ihr zu widerstehen; daß er Dich stärke und Dich rüste mit des Wortes Macht, auch die Mutter, die Dich geboren hat, zurückzuführen von dem Wege des Verderbens, auf den sie hingerathen ist, damit nicht untergehe in

Verdammniß sie und ihr ganzes in Sünde und Verbrechen geborenes Geschlecht!“ —

Er legte ihm dann die Art der Fasten, die Art und Zahl der geistigen Uebungen auf, denen Benedikt sich unterziehen sollte, er sprach den herkömmlichen Segen über ihn, und verließ den Beichtstuhl und die Kirche.

Benediktus aber lag noch da in Reue und Zerknirschung ganz allein. Erst als die Glocke zum Gottesdienst der Schüler rief, erhob er sich, und müde und langsam wie Einer, der eine schwere Bürde trägt, ging er, wohin die Pflicht ihn rief — heiligen Willens voll, aber erbangend vor dem Kampfe, den er kämpfen sollte, und vor dem langen Leben, das noch vor ihm lag.

Achtes Capitel.

Viktorine hatte ihre Anverwandten wohlauf angetroffen. Die Begegnung mit ihnen, die gemeinsame Reise waren ein ununterbrochener Genuß für sie gewesen, und die Neuangekommenen in dem Thale herumzuführen, in welchem sie seit Wochen heimisch geworden, war ihr der Gipfel des Vergnügens.

Der Vetter und der Oheim, die mitgekommen waren, versicherten, daß die Baronin und Viktorine nie besser ausgesehen hätten, als eben jetzt; die Cousine fand das Reitkleid, das Jene sich für das Gebirge ausgesonnen und nach dem Bedürfniß zurecht gemacht, viel schöner als die sämmtlichen Anzüge, welche sie daheim und unterweges in den ersten Magazinen angetroffen hatte. Die Baronin merkte es erst in dem Beisammensein mit einer größeren Anzahl von Per=

sonen, daß ihre Kräfte in unerwarteter Weise zugenommen hatten. Der Doktor wurde mit Anerkennung überhäuft, das freundliche Haus belobt, die Kost mit der Eßlust von Bergsteigern genossen. Es war gerade wie bei der Ankunft der Baronin, nur daß man sich nicht der phantastischen Freigebigkeit befleißigte, die Viktorine an den Tag gelegt hatte; und die Gäste wie die Wirthe waren voll Zufriedenheit, beseelt von bester Laune.

Am Nachmittage des zweiten Tages regnete es ein wenig. Die beiden älteren Frauen plauderten am Kaffeetisch, die Männer spielten Karten, Viktorine hatte sich mit der Cousine in ihrer Gallerie niedergelassen. Sie wollte den Hut derselben nach ihrer Erfindung aufstutzen, und die kleine lockige Nanette sah mit Staunen und Vergnügen, wie ihr das Vorhaben gelang.

„Es ist unglaublich," sagte sie, indem sie vor Viktorine niederknieend, die Schleife betrachtete, welche diese eben an der linken Seite des Kopfes so geschickt befestigt hatte, daß sie den Rand des Schirmes hob, die Feder fest hielt, und den breiten Bändern doch alle Freiheit ließ, flatternd die Schultern zu umspielen, „es ist unglaublich, wie Du das Alles anzufassen,

Alles nach Deinem Sinn zu machen weißt! Dir glückt wirklich Alles, was Du in die Hand nimmst!"

Viktorine ließ sich nicht in ihrer Arbeit stören. Sie wußte, daß sie das Ideal Nanettens war, daß der Kleinen höchster Ehrgeiz dahin ging, es ihr womöglich nachzuthun, bewundert und gefeiert zu werden wie sie, und das machte ihr das Mädchen lieb. Sie hielt den Hut prüfend in die Höhe, besah ihn von vorne, und meinte dann: „Das ist angeborenes Geschick und freilich auch ein wenig künstlerische Bildung. Indeß diese sich anzueignen, muß eben eine Anlage dazu vorhanden sein, und zuletzt kommt's immer und überall auf die tiefsinnige Weisheit der Meerkatzen im Faust hinaus:

Und wenn es glückt
Und wenn es sich schickt,
So sind es Gedanken!

Damit Du aber siehst, daß ich wirklich geistreiche Einfälle habe, werde ich Dir hier oben noch, als Krönung des Gebäudes, die Spielhahnfeder hinstecken, die Du unterwegs gekauft hast."

Nanette fand das entzückend, Viktorine nestelte und heftete eifrig an den Bändern, an dem Schleier, und ließ es dabei geschehen, daß die Cousine in der

Gallerie hin und wiedergehend, sich die Zeichnungen, die Bücher, die Noten, die Pflanzen und die mannigfachen Gegenstände ansah, die auf den Tischen ausgebreitet waren.

„Wenn man sich das Alles so betrachtet," meinte das junge Mädchen, „dann begreift man es freilich, wie Du es hier in diesen Wochen auch ohne jegliche Gesellschaft ausgehalten hast. Ich hatte Dich wirklich beklagt, weil Du so lange in dieser Weltabgeschiedenheit verweilen mußtest."

„Du kennst die Gesellschaft nicht so auswendig als ich!" warf Viktorine hin, und versuchte es, noch eine Stahlschnalle an dem Hute anzubringen.

„Die Gesellschaft, in der man täglich lebt, kennt im Grunde Jeder von uns zur Genüge," sagte Nanette, die doch eine verhältnißmäßige Erfahrenheit kund zu geben wünschte, „aber eben weil man der gewohnten Gesellschaft, der gewohnten Umgebung müde ist, geht man ja auf Reisen."

Viktorine lächelte. „Der holde Schatz! Er geht noch auf Reisen, um neue Eindrücke zu empfangen, geistreiche Bekanntschaft zu machen! Auf Eisenbahnen, in Dampfschiffen! wo der Eine wie der Andere seinen Bädeker und Murray in der Hand hält, wo Niemand

mehr weiß, als er gedruckt vor Augen hat, und Keiner an etwas Anderes denkt, als an sein Gepäck und an sein Unterkommen in dem nächsten Nachtquartier!"

„Man bleibt aber doch nicht immer in der Eisenbahn. Man lebt in fremden Ländern, unter fremden Menschen, man trifft doch bisweilen wirklich geistreiche Männer an!" — wendete Nanette ein.

„Geistreiche Männer," wiederholte Jene mit leichtem Spotte, „geistreiche Männer, denen wir und unsere Schönheit neu sind, die sich überrascht von ihr, die sich hingerissen von uns zeigen, deren Huldigungen wir noch nicht empfangen haben! Indessen — ob man Dir das englisch und französisch zu verstehen giebt, es ist im Grunde immer nur dasselbe, und läuft im besten Falle doch zuletzt darauf hinaus, daß man, mit welcher Wendung es auch sei: uns und was wir an Besitz besitzen, zu besitzen wünscht! Das aber ist recht langweilig, wenn man es immer wieder durchzumachen hat; denn ein Mann, der uns von Liebe spricht und Liebe fordert, ist immer lächerlich, wenn man ihn nicht schon selber liebt."

Sie kannte genau die Wirkung, welche derartige Behauptungen auf jüngere und vom Glück noch nicht verwöhnte Frauenzimmer machten. Die Herrschaft und

der Zauber, mit denen sie die jüngeren Mädchen an sich fesselte, beruhte zum großen Theil auf der Geringschätzung der Männer, auf der Verspottung der Liebe, in denen Viktorine sich gehen zu lassen liebte, denn wer dasjenige verschmähen und verachten kann, was Andere heiß ersehnen, stellt sich damit hoch über sie.

Die Cousine staunte auch den mächtigen Ausspruch wie es sich gebührte an, es war jedoch zuviel von dem Blute ihrer Familie und ihres Volks in ihr, als daß sie sich so leichten Kaufes abweisen lassen sollte, und schelmisch zu der Beschäftigten hinüberblickend, meinte sie: „Du sagst, eine englische und eine französische Liebeserklärung sei eben so langweilig als eine deutsche — von einer italienischen hast Du das nicht gesagt.“

„Sieh, wie Du klug bist, Kleine! Woher kommt Dir aber dieser gar nicht üble Einfall?“

Nanette machte ein pfiffiges Gesicht. „Man findet doch, trotz allem Deinem Spotte,“ sagte sie, „auf der Reise hie und da einen Menschen, der nicht so ist, wie alle Welt. Wir zum Beispiel sind erst vor wenig Tagen mit einem Italiener zusammengetroffen, den man gar nicht übersehen konnte. Groß, schlank, breitschultrig, das prächtigste Haar und ein paar Augen —“

„Nun?“ fragte Viktorine, da Jene mit Berechnung inne hielt.

„Die Mutter war ganz fort, ganz außer sich über seine Augen, über seine wahrhaft fürstlichen Manieren; und so scharfsichtig waren diese Augen, daß sie es gleich entdeckten, wie ich einer Dame ähnlich, sehr ähnlich sähe, die er —“

„Kleiner Narr! Meinst Du mich überraschen zu können?“ sagte Viktorine gut gelaunt, indem sie sich erhob, den fertig gewordenen Hut der Cousine zum Probiren hinzureichen. Aber wie sehr Nanette sich in dem neuen Aufputz auch gefiel, es war ihr doch noch wichtiger, sich Viktorinen gegenüber als Mitwissende und Vertraute zu behaupten.

„Du weißt also, daß er kommt?“ fragte sie geheimnißvoll.

„Zweifelst Du daran, mein Kind?“ gab Viktorine ihr zur Antwort.

„Die Tante hat aber meiner Mutter doch gesagt, sie sei bedenklich, wie Du des Grafen Kommen ansehen, und was zu thun Du Dich entschließen würdest. Sie hat mir und der Mutter das tiefste Schweigen anbefohlen.“

„Du glaubst also, wie ich sehe, auch noch an

Mütter, die verschwiegen sind, wo es sich um ihrer Töchter Heirath handelt? — Wie Du gläubig bist! — Ich glaube beinah, Du glaubst sogar, daß Du selbst verschwiegen bist!"

Nanette wurde roth. „Bist Du mir böse?" rief sie, indem sie der älteren Freundin Hand ergriff.

„Wie sollte ich?" entgegnete ihr diese, indem sie ihr einen leichten Schlag versetzte, „indeß Du hast heut einen guten Tag, Du bekommst heute unentgeltlich Lehren der tiefsten Weisheit, und zwar im Ueberfluß. Merk' Dir es also zum beliebigen Gebrauch: Frauen und selbst Männer, die zu schweigen fähig sind, wenn durch Sprechen ihre Eitelkeit befriedigt werden kann, sind seltener als weiße Raben! — und ich selber mache, wie Du siehst, heut keine Ausnahme davon!"

Das junge Mädchen warf sich an Viktorinens Brust. „Ach, Viktorine!" rief es, „wenn Du wüßtest, wie mich das freut! Du bist also entschlossen, Dich ihm zu verbinden?"

„Hast Du daran gezweifelt, Kind? Hast Du es für möglich gehalten, daß er kommen würde, wäre er des Empfanges, der ihn erwartet, nicht zum Voraus ganz gewiß? — Sich einen Korb zu holen! und gar

so weit zu reisen, um ihn sich zu holen, ist er nicht der Mann."

„Und Du liebst ihn also?" fragte Nanette, der die Cousine nie bedeutender erschienen war, als in dem kühlen Gleichmuth, mit welchem sie ein, nach Nanettens Meinung, neidenswerthes Schicksal hinnahm. „Du liebst ihn also?"

Viktorine konnte sich es nicht versagen, ihre Rolle bis in die kleinsten Einzelnheiten durchzuführen. „Was heißt das, lieben?" sagte sie. „Ich war sehr glücklich ohne seine Liebe, ich hoffe durch sie noch glücklicher zu werden, und ich habe sogar schon einen Plan darauf gebaut."

„Du meinst, Ihr werdet Rom bewohnen?" fiel ihr die Cousine ein.

„Natürlich!" sagte Jene, „aber das war es nicht, woran ich dachte. Mein Plan bezog sich nicht auf mich und meine Wünsche."

Nanette verstand sie nicht. Viktorine räumte ihr Arbeitsgeräth zusammen, und sagte, hin und wieder gehend: „Was Ihr Andern in Eurem Sinne Huldigung und Liebe nennt, das hat für mich, weil ich es zu früh und gar zu oft genossen habe, seinen Reiz verloren. Aber hier oben in der Einsamkeit habe ich

ein kleines Abenteuer gehabt, das mich entzückt hat, und es hätte nur gefehlt, daß ich mich selbst verliebte."

Der Cousine Neugier war angeregt; sie bat mit dringender Frage, Viktorine möge ihr vertrauen, und diese verlangte es nicht besser, hatte es anders gar nicht vorgehabt.

„Sieh!" sprach sie, indem sie ihren Federhut an das Mittelfenster der Gallerie aufhing, so daß er von der Straße leicht ersichtbar war — „so lasterhaft ist die Cousine, die Du liebst! In diesem Augenblick bestimme ich ein Rendez-vous!"

Nanette nahm es fröhlich als einen Scherz auf. „Lache nicht! Ich sage Dir die Wahrheit," versicherte ihr Viktorine. „Auf dies Zeichen treffe ich morgen in der Frühe in tiefer Einsamkeit den Sänger, den wir gestern Abend hörten, und den wir heute wieder hören werden."

„Den schönen Mönch, von dem Du uns gesprochen hast?"

„Eben diesen!"

Nanette wurde verwirrt. „Aber weshalb? Wozu?" rief sie erschreckend, und doch voll Lust an der Romantik des Ereignisses.

„Was das für Fragen sind!" tadelte die Andere.

Es entstand eine kleine Pause, Nanette konnte sich in das Abenteuer nicht gleich finden, denn ihre unverdorbene Phantasie vermochte den Launen und Verwegenheiten, deren Viktorine fähig war, noch nicht zu folgen. Trotzdem traute sie sich nicht, ihre Bedenken auszusprechen, um nicht als ein einfältiges Kind verlacht zu werden, und doch kam sie ein Schauder an. Sie begriff es nicht, wie Viktorine eben jetzt an etwas Anderes, oder an einen Anderen denken konnte, als an Graf Stefano, und mit beklommenem Herzen fragte sie: „Liebst Du den Mönch?"

„Liebe und kein Ende!" rief Viktorine, „und dazu siehst Du aus, als verdienten ich und er nur gleich den Holzstoß und das Purgatorium hinterdrein. Sei aber unbesorgt, es ist nicht auf Liebe sondern einzig auf eine Befreiung abgesehen! Stefano soll mir dabei helfen, und die sogenannte Liebe ist nur die Handhabe, mit der ich meine Aufgabe durchzuführen hoffe; denn, unter uns, wenn mich nicht Alles trügt, so liebt der schöne Pater mich — und vielleicht leidenschaftlicher als er selbst es weiß."

Nanette stand in sprachlosem Erstaunen vor ihr. Viktorine gefiel der Ausdruck ihrer Mienen nicht, sie

gab sich jedoch den Anschein, sie nicht zu beachten. Plötzlich legte das junge Mädchen seine Hand auf ihren Arm.

„Du bist klüger, bist älter, hast andere Erfahrungen als ich — ich weiß das Alles!“ sprach sie, „aber Deine Vermessenheit flößt mir Entsetzen ein. Wird Graf Stefano Dir helfen wollen, wenn Dich der Pater liebt? Und was soll aus diesem Armen werden, wenn Dein Plan mißlingt?“

„Willst Du ihn etwa trösten?“ scherzte Viktorine, und sich danach zusammennehmend, sprach sie ernsthaft: „Wer an sich glaubt, ist immer mächtig, Kind! Mich aber, merk' es Dir, muß man ohne jeden warnenden Anruf meine Straße gehen und aus freiem Antrieb handeln lassen; dann gelingt mir Alles — und —“

Sie horchte auf; draußen schlug drei Mal nach einander die Glocke des Klosterthurmes drei Schläge an, dann läutete es zum Abendgottesdienst.

„Laß Dir Deinen Mantel bringen, wir wollen nach der Kirche gehen!“ sagte sie.

„Du hast Dich vorhin in Deiner Rede unterbrochen,“ erinnerte sie Nanette, die sich so schnell nicht von den Vorstellungen abzuwenden vermochte,

welche Viktorine in ihr erregt hatte. „Was wolltest Du noch sagen?“

„Nichts weiter. Aber willst Du mit mir wetten, daß Du den Pater, der heute den Abendsegen singt, einst noch andere Dinge singen hören wirst, und zwar in Rom aus meiner Loge in der großen Oper?“

„Und wenn nicht?“ brachte Nanette, die durch Viktorinens Keckheit ganz benommen war, mit Schüchternheit hervor.

„Wenn nicht? Nun so hat der Arme doch Etwas erlebt, und die Erinnerung gewonnen, daß sein Herz einmal für eine Frau geschlagen, für die sich erwärmt zu haben immerhin der Mühe lohnte! Und Zeit zur Reue und zur Buße hat er dann vollauf.“

Sie hing einen leichten Schleier über ihr schwarzes Haar, warf den Shawl um die Schultern, und ging mit dem Gebetbuch in der Hand, die Mutter und die Gäste zum Besuch der Kirche abzuholen.

Neuntes Capitel.

Der Hut hatte am Fenster gehangen von früh bis spät, und Viktorine hatte ihr Wort gehalten. Sie war um die gewohnte Stunde hinaufgegangen nach der Klostermatte, indeß Benedikt war nicht dort gewesen. Sie hatte ihn erwartet bis zu der Zeit, in welcher er in seiner Schulklasse erscheinen mußte, hatte sich nach ihm, ja sogar nach einem Zeichen von ihm umgesehen, bis sie sich in diesem Warten komisch vorgekommen, und davon gegangen war.

Der neugierig fragende Blick ihrer jungen Anverwandtin steigerte ihre gute Laune. „Ich habe von da oben," sagte sie, „wieder eine neue und sehr wichtige Lehre mitgebracht, mein Schatz, die Du Dir zu Nutze machen sollst! Jede Kunst will erst ordentlich gelernt sein, selbst die Kunst, ein Stelldichein zu ver-

abreden. Es ist, wie ich heut erfahren habe, nicht genug, daß man gewissenhaft das Zeichen giebt, man muß sich auch versichern, daß es gesehen worden ist. Wer weiß, wohin mein heiliger Schäfer in diesen Tagen seine junge Heerde führen mußte, und ob er hier nach unserer Seite kommen konnte. Ich muß also die Sache noch einmal beginnen. In der Romantik bin ich eben noch ein Stümper und muß mein Lehrgeld zahlen."

Sie sagte das mit jener Heiterkeit, die ihr so wohl anstand, obschon das Ausbleiben des Erwarteten sie verdroß, je mehr sie darüber nachdachte. Sie ging auch gleich am Nachmittage, als die Andern sich einer kurzen Ruhe überließen, hinauf nach Jakobäa's Hause.

Sie hatte es jetzt nicht mehr wie früher nöthig, ihr Kommen zu bevorwanden. Die Weise, in welcher sie empfangen wurde, bewies vielmehr, daß Jakobäa sie erwartet hatte; aber der finstere Zug, der Viktorinen anfangs so abschreckend erschienen war, lagerte wieder über ihren dunklen Augen, als die Einsame ihr unter dem Vordache ihres Hauses rasch entgegen trat.

„Es ist Nichts mit ihm!" sagte sie, ohne Viktorinens Frage abzuwarten.

„Was soll das heißen?“ erkundigte sich diese.

„Es ist zu spät!“ antwortete die Mutter. „Sie haben ihr Werk an ihm gethan. Wie ein Vogel mit zerbrochenen Flügeln stand er da! Und er brauchte doch nur zu wollen, um zu können!“

„Haben Sie ihm etwa mitgetheilt,“ fragte Viktorine, sichtlich von der Mutter Mittheilung betroffen, „was ich mit ihm im Sinne hatte, was ich möglich für ihn glaubte?“

„Wie sollte ich es nicht, da er hier bei mir war?“ entgegnete die Mutter im Gefühl des nächsten Anrechts an den Sohn.

„Nein!“ entgegnete Viktorine sehr bestimmt, „Sie sollten's nicht, denn das war meine Sache!“ — Sie wollte sich mit diesem Vorwurf für alle Fälle den Weg zu einem Rückzug öffnen, falls ihr Plan mißlang; indeß Jakobäa war die Frau nicht, sich davon einschüchtern zu lassen.

„Ich habe ihn dahin gebracht,“ versetzte sie, „daß er in's Kloster mußte, ich habe ihm also auch dazu zu helfen, daß er es verläßt, wenn, wie Sie mir bedeutet haben, Dispens für ihn zu schaffen möglich ist.“

„Möglich in sofern, als er ihn wünscht und will!“ fiel ihr Viktorine ein.

„Sie haben mir gesagt, daß er ihn wünsch' und wolle! — und wie konnte er es anders, da ihm das Kloster so hart angekommen war!" rief Jakobäa, deren grader, auf sein einziges Ziel gerichteter Sinn es sich nicht vorzustellen vermochte, daß man anders denken und empfinden könne als sie, daß dem Sohne nicht als ein Heil erscheinen sollte, was ihr bei der instinkt-artigen Leidenschaft, mit welcher sie an ihrem Hause und an ihrem Erbe hing, wie eine Rettung und ein kaum gehofftes Glück vor Augen schwebte.

„Alles habe ich ihm gesagt, Alles!" rief sie. „Ich habe es ihm hingehalten, habe es ihm aufgenöthigt, das Geld zur Flucht, und er hat sich feig davon zurückgewendet. Aber so machen sie's, dahin bringen sie den Menschen! So haben sie's mit mir gemacht und so mit ihm! — Sie zerbrechen den Menschen mit der Gewissenspein, die sie dem Hingesunkenen aufbürden noch über der Last, an der er selber trägt. Sie zerstören ihm den Glauben, daß er sich selber helfen, sich selber aufrichten und erheben und wieder zu Kräften kommen könne; und wenn sie wissen, daß er ganz in sich vernichtet, daß er hienieden zu Nichts mehr nütze ist, dann reichen sie ihm ihre Hand, dann richten sie ihm die Augen auf den Him-

mel, und erheben ihn hoch und immer höher, bis er zuletzt sich besser dünkt, als die da unten, und herabsieht auf die eigene Mutter, und herab auf Alles, was ihm erb und eigen ist, daß er es gering hält und es in ihre offenen Hände fallen läßt, die sich schon lang danach begierig ausgestreckt! — Das kann jedoch nicht Gottes Wille sein, das kann der Herr nicht wollen — und wenn er's kann —" sie hielt nur mit Gewalt zurück, was Schmerz und zornige Enttäuschung ihr auf die Lippen drängten, und setzte mit Bitterkeit hinzu: „ein Sohn, der von sich stößt, was ihm die Mutter bietet! Ein Mann wie er, und hat nicht so viel Muth, als eine alte Frau! als ich! — Mag er denn leben oder sterben und verderben, wie er's will!"

Sie setzte sich nieder, stützte den Kopf auf die Hand, und stierte vor sich hin. Es überrieselte Viktorine mit Eiseskälte. Sie hatte nie im Leben ein Antlitz so verfinstert, so von Zorn entstellt, so von Verzweiflung voll gesehen. Wie die den Lebensfaden zerschneidende Parze saß Jakobäa vor ihr da, und zum ersten Male überschlich sie bei ihrem Anblick eine unbestimmte Scheu vor der Gewalt der Leidenschaften,

welche sie in dieser Frau und in dem jungen Mönche entfesselt hatte.

Wäre sie im Stande gewesen, sich Vorwürfe zu machen, in diesem Augenblicke hätte sie es gethan, weil, wie sie plötzlich einzusehen meinte, der großmüthige Zug ihres Herzens und ihr freier Sinn, sie über Jakobäa's, wie über des jungen Mönches Natur und Seelenstärke betrogen hatten. Sie verargte es der Mutter wie dem Sohne, daß sie nicht dasjenige waren, was sie in ihnen zu finden erwartet hatte. Benedikt hatte keinen Werth für sie, wenn er nicht die Begeisterung für die Kunst, und in dieser den Muth besaß, Alles an die Erreichung seines Ziels zu setzen; und seine Mutter war in Viktorinens Augen nur ein gewöhnlich Weib, wenn ihr jene Entsagung der wahren Liebe fehlte, die Nichts begehrt, als dem Gegenstande derselben das Glück zu bereiten, welches er ersehnt. Jakobäa hatte in ihrer Selbstsucht Eifer der Vorschrift Viktorinens nicht gehorsamt. Sie hatte dem Sohne eigenmächtig die Pforten einer schöneren Zukunft aufthun wollen; aus ihrer Hand hatte er seine Befreiung empfangen, für sich und ihre engherzigen Plane hatte sie ihn gewinnen wollen. Sie hatte es

Viktorinen nicht gegönnt, ihm als die befreiende Göttin zu erscheinen. Und doch hatte Viktorine es Jakobäa ausdrücklich zur Pflicht gemacht, ohne ihre bestimmte Weisung Nichts zu thun, sondern ihr und zwar ausschließlich ihr, die Führung und Leitung dieser Angelegenheit zu überlassen; und Jakobäa hatte ihr nicht vertraut und nicht gefolgt. Sie hatte sie um die Genugthuung und den Triumph gebracht, die Viktorine sich von ihrem Plane mit Zuversicht versprochen hatte. Dem Drange ihrer Ungeduld nachgebend, hatte sie verdorben, was Viktorine auf das Beste eingeleitet zu haben glaubte; und ihrem Unmuthe gegen die Unglückliche das Wort vergönnend, rief sie: „Wer hieß Sie auch, ihn aufzuschrecken, ehe die rechte Zeit gekommen war? Wozu ihm den Becher hinreichen, ehe seiner lechzenden Lippen Durst danach verlangte? — Es war nicht genug, daß ein geheimes Sehnen ihn erfüllte. Mit Vorsicht mußte man ihm das Ziel enthüllen, das man für ihn erreichbar glaubte. Er mußte nach demselben schmachten, mußte begehren, streben, fordern, sich vertrauen lernen — und ich kannte das Mittel, ihn dazu zu vermögen! Ich kannte auch den Weg, auf den man ihn zu führen hatte, und er würde ihn gegangen sein an meiner Hand!“

Jakobäa hatte sich gegenüber diesen Vorwürfen hoch aufgerichtet und sah ihr fest in's Auge. „So brauchen Sie das Mittel! geben Sie ihm denn die Hand!" sprach sie eben so herrisch, und mit der gleichen Bitterkeit wie Jene.

Die Worte klangen wie ein Trotz und wie ein Zweifel. Das genügte, um Viktorinens Eitelkeit herauszufordern, und ihr zu Wagnissen stets bereiter Geist hatte ohnehin den übeln entmuthigenden Eindruck, den Jakobäa's Mittheilung auf sie gemacht, schon halbwegs wieder überwunden; denn durchzusetzen, was sie sich vorgenommen hatte, gleichviel auf welche Weise und um welchen Preis, das war es eigentlich, und nicht die Sache selbst, was sie in den meisten Fällen reizte und beglückte.

Ihr Zorn, der flüchtig war, wie all ihr Empfinden, hatte sich gesänftigt. Sie schwieg nachdenklich eine kleine Weile, dann erkundigte sie sich mit ruhiger Bestimmtheit um alle Einzelnheiten des Gespräches zwischen Benedikt und seiner Mutter. Jakobäa wiederholte so gut wie sie es vermochte, was sie gesprochen, was sie dem Sohne angeboten, was er ihr erwidert hatte, und wie sie dann geschieden waren.

„Und seit dem?" fragte Viktorine.

„Seitdem ist er des Weges nicht mehr gekommen!“ sagte die Mutter. „Was sollte er auch bei mir? Ich habe es ja gesehen, wie sie ihn halten mit der Hand von Eisen, die sanft anfaßt und doch zerknickt, und niemals losläßt, was sie erst ergriffen hat.“

Viktorine antwortete ihr nicht darauf. Sie setzte den Hut auf, den sie in ihrer Erregung abgenommen hatte, und ordnete die Bänder desselben, so gut es ohne Spiegel gehen wollte.

„Und doch muß man von ihnen lernen,“ sagte sie mit einem Male.

Jakobäa horchte auf, ohne sie zu verstehen.

„Ich meine von den Klosterherren!“ bedeutete das Fräulein.

„Lernen?“ fragte Jakobäa.

„Das, was sie so meisterhaft verstehen: abwarten, und den Augenblick ergreifen, wenn er kommt!“ sagte Viktorine.

„Wenn er kommt!“ wiederholte die Hausfrau.

Viktorine entgegnete Nichts mehr darauf, und so schieden sie. Jakobäa blieb sitzen, ohne ihr das Geleit

zu geben. Sie hatte mit sich selbst zu thun, und das Fräulein vermißte ihre Höflichkeit auch nicht.

Ihre Phantasie war wieder voll von Entwürfen und voll Hoffnung.

Zehntes Capitel.

Es hatte von Anfang an nicht in der Absicht ihrer Verwandten gelegen, der Baronin einen langen Besuch zu machen, und sie war auch nicht beeifert, sie über die Zeit hinaus, von welcher immer die Rede gewesen war, in ihrer Nähe festzuhalten. Man hatte die Ankunft des Barons in Aussicht, Graf Stefano sollte auch noch im Laufe dieses Monats eintreffen, und Viktorinen war in diesem Augenblicke an der Gesellschaft ihrer Angehörigen weniger noch als sonst gelegen.

Sie war sich bewußt, einen Fehler begangen zu haben, als sie in dem Gefühle ihrer Sicherheit die Cousine zur Vertrauten ihres Abenteuers mit dem jungen Mönche gemacht hatte. Sie war damit von

dem Grundsatz ihres klugen Vaters abgewichen, niemals von seinen Absichten und Planen Etwas zu verrathen, sondern erst die vollendeten Thatsachen zu Verkündern derselben zu machen, und sie bereute das auf ihre Weise.

Die kleine Nanette war zu gut erzogen und ihr zu unterwürfig, um sie mit Fragen zu belästigen, wo sie zur Mittheilung sich nicht freiwillig geneigt erwies; aber die Neugier sprach aus jedem ihrer Blicke, und es machte Viktorine mißmuthig, nicht darthun zu können, was sie so zuversichtlich verheißen hatte, nicht berichten zu können, daß sie den schönen Mönch gesehen und gesprochen habe. Nicht einmal zufällig begegnete man ihm. Viktorinens Hut war schon seit Tagen von dem Fensterkreuze fortgenommen, und obschon sie vor der Mutter Benedikts mit großer Sicherheit die Lehre von dem geduldigen Abwarten gepredigt hatte, war Niemand zu der Ausübung derselben weniger als eben sie geeignet.

Benediktus kam ihr nicht mehr aus dem Sinn. Keiner von all den Männern, die sich eifrig um ihre Gunst beworben, hatte ihre Gedanken jemals so völlig hingenommen, als dieser junge Mönch; sie konnte sich nicht darüber täuschen, sie vermißte ihn, sie suchte ihn;

einen Zustand wie ihren gegenwärtigen, hatte sie noch nicht erlebt.

„Was ist das?“ fragte sie sich, wenn sie in der Nacht erwachend es inne ward, daß sie von Benedikt geträumt hatte. — „Was bedeutet es, daß es mich nicht ruhen läßt um die Stunde,“ fragte sie sich, „in welcher ich ihn auf der Klostermatte angetroffen habe, und um die Zeit, in der er seine Klasse auszuführen pflegte? Liebe ich ihn etwa gar?“ — Sie kam sich sonderbar vor, als sie diese Möglichkeit erwog. Vor einer solchen Thorheit oder Schwäche wußte ihr Verstand sich sicher, aber ihre Eitelkeit, ihr Ehrgeiz standen in Gefahr eine Kränkung zu erleiden. Diese Besorgniß war es, die sie beschäftigte und quälte, und sie machte an sich die Erfahrung, daß sehr verschiedene Ursachen oft die gleiche Wirkung haben, und daß in kalten selbstischen Naturen Eitelkeit und Eigensinn sich gelegentlich wie Liebe darstellen und erscheinen können. —

Sie hatte sich bei dem Doktor einmal gelegentlich um Benedikt erkundigt, der hatte ihn aber nicht gesehen. Sie war oft nahe daran gewesen, den Pater Theophil nach ihm zu fragen, indeß sie mochte ihre Theilnahme an dem jungen Mönche nicht mehr ver-

rathen, ehe sie nicht sicher darüber war, ob sein Wille oder seiner Oberen Befehl, ihn von ihr ferne hielt. Darüber konnte ihr keine Auskunft werden, als eben nur durch ihn; und ihre Gedanken kehrten also auf das Neue zu ihm und zu der Nothwendigkeit zurück, den unterbrochenen Zusammenhang mit ihm wieder herzustellen.

Inzwischen ging in dem Kloster Alles seinen ruhigen gewohnten Gang. Niemand kümmerte sich darum, was es zu bedeuten habe, daß Benediktus sich ein Fasten auferlegte, welches in den Ordensregeln nicht vorgeschrieben war, und daß er Nachts noch betend wachte, wenn die andern Brüder lange schon auf ihrem Lager ruhten. Er war ebenso eifrig gewesen in den Tagen, in welchen er sein Noviziat beendet hatte, und man hielt ihn nicht nur für gewissensstrenge und bußfertig, man traute ihm auch den Ehrgeiz zu, sich auszeichnen zu wollen, um der Beachtung seiner Oberen willen.

Er wohnte dem Gottesdienste bei wie immer, er that als Lehrer seine Pflicht in seiner Klasse, er führte sie in das Freie, wie es ihm vorgeschrieben war, aber die Knaben waren die Ersten, die es fühlten und bemerkten, daß seine Seele nicht wie sonst dabei war.

Er hatte nicht mehr wie bisher das freundliche Wort als Entgegnung für ihre Anrede; ihrer Frage um Auskunft und Belehrung begegnet nicht mehr der rasche, lebhafte Bescheid. Es lockte ihn Nichts mehr an, es schien ihn gar Nichts mehr zu kümmern, sogar seine Freude an der Natur hatte ihn verlassen.

Sonst war er es gewesen, der dazu getrieben hatte, die Höhen zu ersteigen, die großen Fernsichten zu suchen, den Zug der Vögel zu verfolgen, bis sie sich in der Weite oder hoch oben in der Luft dem Blick entzogen; und seinem scharfen Auge war nicht leicht Etwas entgangen. Jetzt mochten die Vögel über ihm kreisend schweben und ziehn, wohin sie wollten. Er sah und achtete auf Nichts. Der Sonnenschein erheiterte ihn nicht, die Quellen rauschten und rieselten, die Blumen blühten und dufteten, aber sie rauschten und rieselten nicht mehr für ihn, für ihn blühten und dufteten sie nicht mehr.

Anfangs wagte sich Einer oder der Andere seiner Schüler mit der Frage an ihn heran, ob er krank sei, oder was ihm fehle? Aber seine Antwort, daß er sich gut befinde, konnte sie nicht zufrieden stellen, und mit der natürlichen Abneigung, welche die gesunde Jugend gegen Traurigkeit empfindet, besonders wenn

sie gegen dieselbe keine Hilfe zu leisten vermag, überließen sie ihn bald sich selbst und seiner Schwermuth, um durch dieselbe in ihrem Vergnügen nicht gestört zu werden. Er war ihnen fremd geworden, und er war sich selbst entfremdet.

Es half ihm nicht, daß er seinen Leib kasteite, um seinen Geist in den Banden seiner Pflicht zu halten, seine Phantasie wurde dadurch nur unruhiger und erregter.

Er kniete vor dem Altar in der Kapelle, und vor seinen Augen, die er auf die Gottesmutter richtete, schwebte Viktorinens Bild. Grade so, wie von dem Haupte der Gebenedeiten, fielen die dunklen Locken von ihrem feinen Kopfe an dem weißen Halse und auf die Schultern nieder. So wie aus der heiligen Jungfrau sanften Blicken, strahlte aus Viktorinens Augen das beseligende Licht erwärmend in die Herzen, und so wie der Madonna schwebende Gestalt, hatte das helle Sonnenlicht auch sie umspielt, als sie scheidend vor ihm gestanden, daß er emporgeschaut hatte, um zu sehen, ob nicht aus der Höhe lobpreisende Engelchöre sich zu ihr hernieder neigten.

Es jagte ihn im Schrecken von den Stufen des Altars empor: er glaubte sich im Gebet versunken, und seine Andacht war Gotteslästerung gewesen. Er

sollte ihr Bild aus seiner Seele reißen! Wie konnte er das thun, ohne ihrer zu gedenken? Und wenn es ihm gelang, was blieb ihm dann hienieden übrig, als die Oede und die Leere, als die Hoffnung auf ein Jenseits, in welchem er der irdischen Erinnerungen ledig, neue, reinere und höhere Freuden kennen lernen würde, vorausgesetzt, daß er sich zu befreien vermochte von der Sünde, in der er jetzt befangen war — von der Sünde, die seine Qual war und sein Glück!

Er sah keinen Ausweg aus dem sinnverwirrenden Labyrinthe! und wenn sein greiser Freund es unternahm, ihn auf denselben hinzuweisen, vermochte er ihn in seiner Verwirrung doch nicht zu erkennen, nicht zu finden.

Pater Theophilus ließ ihn nicht aus dem Auge, und zog die Hand nicht von ihm ab. Er war ihm ernst und streng wie einem Sünder, und übte nachsichtige Geduld mit ihm, wie mit einem in wüsten Phantasien befangenen Kranken. Alles, was sein eigenes gottergebenes Herz, sein frommer vertrauensvoller Glaube, und eine lange Lebenserfahrung ihm eingaben, das hielt er dem Verirrten vor; sogar an den Gründen der weltlichen Vernunft ließ er es ihm nicht fehlen, obschon er es sich zum Vergehen anrechnete, daß

er in solchem Falle dergleichen auch nur in Betrachtung zog.

Er schilderte ihm Viktorinens Charakter, wie seine Beobachtung ihm denselben klar gemacht hatte, und die Welt, in der sie auferwachsen war. Er sprach ihm von ihrer leichtsinnigen und eitlen Selbstsucht; er setzte es ihm auseinander, wie der Antheil, welchen sie ihm und seiner Mutter erweise, nur der Langenweile entstamme, welche das Entbehren der gewohnten Zerstreuungen in ihr erzeuge. Er gab ihm zu bedenken, daß sie sich weder seiner noch seiner Mutter mehr erinnern werde, wenn sie einmal das Thal verlasse, und er versicherte ihn, daß eben jetzt andere, ihr näher liegende Verhältnisse und Dinge, sie beschäftigten und ihr im Sinne lägen.

„Sieh um Dich," sprach er, „bist Du der Einzige, der leidet auf der Erde, daß Du es gar so wichtig nimmst? Wähnst Du, es hätte kein Anderer unserer Brüder seine irdischen Aufwallungen und Hoffnungen begraben müssen, ehe er einsehen lernte, daß keine dauernde Zufriedenheit auf das Vergängliche zu bauen ist? Ein kalter Trunk, ein rauher Wind können Dir schon morgen den Klang der Stimme rauben, um deretwillen die Fremde Dich beachtet hat, und auf

welche Deine Eitelkeit ihre frevelhaften, gottvergessenen Plane baut; und was bliebe Dir dann übrig, wenn Du Dich selbst verloren hättest, Dich, und des Höchsten Gnade für Zeit und Ewigkeit!"

Benedikt hörte das Alles, und die geduldige Liebe des Greises erquickte ihn, wie den Fiebernden die treue kühle Hand erquickt, die sich ihm auf die heiße Stirn legt; aber von seinen Qualen konnte es ihn nicht befreien, es konnte die Wunde nicht heilen, die ihm geschlagen war. Und doch war sein Glaube an die Allweisheit der Vorsehung in keiner Art erschüttert. Das Gelübde, das er geleistet hatte, war ihm heilig, wie in der Stunde, da er es über sich genommen, und er hatte in dem Augenblick, in welchem er das Anerbieten seiner Mutter von sich gewiesen, ihm zur Flucht zu verhelfen, mit jenen weltlichen Wünschen ein für alle Mal gebrochen, welche einst in früher Jugend in ihm angeregt, durch Viktorinens phantastisches Dazwischentreten ein neues Leben gewonnen hatten. Er fühlte sich als Gottgeweihten, als Priester der alleinseeligmachenden Kirche, der er fest ergeben war. Er hatte nie mit größerer Hingebung und mit mehr Erhebung zu dem Bilde des Heilandes emporgesehen, nie ernstlicher und begeisterter danach getrach-

tet, die Selbstsucht in sich zu ertödten und an die Stelle des eigenen Verlangens die Nächstenliebe in seiner Seele einzuwurzeln; aber wie er auch rang und kämpfte, er vermochte den Aufruhr seiner Sinne nicht zu überwältigen. Die volle Kraft seiner ungebrochenen Jugend ließ sich so leicht nicht niederzwingen. Er liebte Viktorine, und der Eigensinn der Leidenschaft machte ihn unempfänglich für jeden Zuspruch der Vernunft, wie er ihn ohnmächtig machte gegen sein eigenes Verlangen, sich seinem Eide unterwerfend, mit Freuden zu entsagen. Gegen seine Liebe kam nichts Anderes dauernd in ihm auf. Er ging gewohnheitsmäßig durch sein Tagewerk, sein Geist unterwarf sich jeder ihm auferlegten Anordnung, sein Herz beharrte in seiner Auflehnung. Er war wie zerrissen in sich selbst.

Pater Theophilus hatte von ihm gefordert, daß er sich zu seiner Mutter hinbegeben solle, denn Jakobäa hatte, seit der Sohn an jenem Gewittermorgen zuletzt bei ihr gewesen war, sich nicht in der Kirche sehen lassen, ja sich nicht einmal bei dem Beginn des Monates, der in die Zeit gefallen war, zur Beichte eingestellt. Solcher Versäumniß war sie seit ihrer Trennung von Maurus niemals schuldig geworden,

und Pater Theophilus wußte sich nach den Bekenntnissen, die Benedikt ihm abgelegt, den gegenwärtigen Zustand seiner Mutter unschwer zu erklären. Nur der Glaube an die Unmöglichkeit einer Aenderung in ihrem und ihrer Familie Schicksal, nur der Gedanke, daß ein Dispens von ihren Gelöbnissen nicht zu erlangen sein könne, hatten es im Lauf der Zeiten dahin gebracht, daß sie sich, wenn auch heimlich grollend, in das Unabänderliche hineingefunden hatte. Ihrer ganzen Natur nach weder zur Religiösität, noch zum Entsagen angelegt, mußten die unvorsichtig in ihr von der Fremden erweckten, und durch des Sohnes Weigerung zerstörten Hoffnungen sie aus ihrem schwer erkämpften Gleichmuth gerissen haben; und Theophilus kannte sie genugsam, um es sich zu sagen, daß ihr Zorn sich nicht nur gegen ihren Sohn, sondern lebhafter noch gegen den Orden gewendet haben werde, der ihres Sohnes Führer gewesen war, und den zum Erben ihres Besitzes zu ernennen, sie sich noch immer nicht entschließen können.

Benediktus unterwarf sich schweigend der Anweisung, die Mutter zu besuchen; seine Miene aber verrieth es Theophilus, daß ihm die Aufgabe nicht als leicht erschien.

„Du zögerst, Benediktus?“ fragte ihn der Greis.

„Ich zögere, mein Vater!“ gab Benedikt zur Antwort, „weil ich gelernt habe, mir zu mißtrauen. Mir bangt davor, wieder vor die Mutter hinzutreten, deren Verlangen mich so schwer versucht und deren Zorn mich von ihrer Schwelle für immer fortgewiesen hat.“

„Und das Vertrauen erhebt Dich nicht, das man Dir jetzt erweist?“ sprach Theophilus. „So ganz bist Du versunken in der Selbstsucht Tiefen, daß Du nicht mehr der eigenen, vom rechten Pfade abgeirrten Mutter die Hand zu reichen Dich gedrungen fühlst, da Niemand so sicher als Du die Mittel dazu besitzet, und Niemand so wie Du die Pflicht hat, sie auf den Weg des Heils zurück zu leiten.“

„Ich? mein Vater?“ fragte Benedikt, „wie könnte ich helfen und stützen, da ich mir selber zu helfen nicht vermag! Wie könnte ich einen Andern aufrichten wollen, da ich selbst danieder liege? oder wie dürfte ich daran denken, eines Anderen Sinn zu lenken und zu bestimmen, da ich mir selbst abhanden gekommen bin, und ohne Dich, der Du mich hinweisest auf die Quelle des Heils und der Gnade, verloren sein würde ganz und gar.“

Der Greis ließ ihn auf die Antwort eine Weile warten. „Weißt Du nicht,“ sprach er danach, „daß der Herr ist mit den Schwachen? daß kein Auftrag Dir gegeben, keine Pflicht Dir auferlegt werden kann, ohne daß er's also will, und daß er Dir die Kraft verleihen wird, zu thun und zu vollführen, was Dir zu thun von Deinen Oberen geboten wird? — Hast Du in diesen langen Tagen der Selbstbetrachtung nie daran gedacht, wie sehr dem Irrenden, dem Verirrten damit geholfen ist, wenn man eine Schranke aufrichtet, die den Bethörten in ihren Grenzen festhält, und es ihm unmöglich macht, sich in das Ungemessene zu verlieren?“

Benedikt horchte auf jedes dieser Worte, und faßte ihren Sinn doch nicht.

„Welch eine Schranke ist es, die gezogen werden soll?“ fragte er, „und was kann ich thun, sie herzustellen? Sag' es mir, mein Vater, denn mein Sinn ist verdunkelt und mein Geist ist stumpf.“

Sie waren, während sie das mit einander sprachen, aus dem Klostergarten hinaus in das Freie gekommen, und Theophilus schlug die Straße ein, die über den stillen Klosterkirchhof fort die Richtung nach Jakobäa's Hause hatte. Die helle Mittagssonne beschien die

breite Vorderseite desselben, daß seine Fenster weithin glänzten, und die Augen sich schon aus der Ferne unwillkürlich darauf richteten.

„Wenn man es da so liegen sieht, Deiner Mutter Haus,“ sagte der Greis, „so sollte man meinen, es herrsche Friede und Freude in demselben, und hat doch nun seit langen Jahren Nichts darin gewohnt, als Sünde und als Leiden, daß man sagen könnte, wie Deine Mutter selbst gethan, es wäre besser, des Himmels Feuer käme, es zu verzehren.

Das Wort that Benediktus wehe. Er sah aufschreckend zu dem Vaterhaus hinüber, doch überwand er rasch die Anwandlung, und den schwermuthsvollen Blick zu Boden senkend, sprach er: „mein Herz hängt an dem Hause nicht.“

„Um so mehr der Mutter Herz,“ sagte Theophilus, „und das ist ihr Verderben. Sie wußte, was sie damit that, als sie den Fluch dagegen aussprach. Wie der Same eines verderblichen Unkrauts, haben in den Mauern dieses Hauses Stolz und Vermessenheit fortgewuchert seit Jahrhunderten, und haben auch Deiner Mutter Sinn umgarnt, daß sie den Maurus, Dein und Deiner Schwestern Vater, um des Hausbesitzes willen festgehalten wider sein Begehren, bis er daraus

hat flüchten müssen in die Welt, ein Verfehmter vor den Menschen wie vor Gott. Ihr ist nicht zu helfen, sie reiße denn ihr Herz endlich von diesem unheilvollen Hause los und verzichte, da ihre Kinder ihn nicht erben können, schon jetzt auf diesen irdischen Besitz, um höhere Güter zu erwerben in einer besseren Welt."

Benediktus ging in Schweigen neben Theophilus her, der Greis ließ ihm die Zeit zum Nachdenken und Ueberlegen. Als sie an den Kreuzweg gekommen waren, an welchem die Schlucht anhebt, durch die man im Schatten und im Kühlen bis nahe an Jakobäa's Haus gelangen konnte, blieb der Pater stehen.

„Trachte danach," sprach er, „daß Deine Mutter abrechnen lerne mit ihrem weltlichen Verlangen, damit sie wieder bußfertig und mit ihrem Loos zufrieden werde. — Wie stände es heut um sie und Euch, wenn das Kloster sich nicht beschützend ihrer angenommen, wenn die Kirche Euch nicht in ihrem Schooße behütet und geborgen hätte? Als das Eheweib eines Zuchthäuslers würde sie, als die Kinder eines solchen würdet Ihr leben, mit Schimpf bedeckt, gemieden von den Menschen, oder fern vom Vaterlande als heimathlose Fremde. Wie ein Vater hat der hochwürdige Herr Abt an ihr

gehandelt, wie eine Mutter hat das Kloster Dich aufgenommen in seinen sichern heiligen Schutz. Die Last ihrer weltlichen Unehre und der Deinen, hat Deine Mutter dem Kloster dereinst in sich zu bergen gegeben; so gebührt es sich denn auch, daß es dafür von ihr empfange, was sie an weltlichem Besitz und Gut ihr eigen nennt, damit von ihr und ihrem schuldbeladenen Namen dereinst Nichts übrig bleibe, als die in unserm Kloster durch die täglichen Gebete unserer Brüder geläuterte Erinnerung an ihr Geschlecht, an sie und ihre Kinder, die dem Herrn dienten und der Kirche angehörten. — Und so geh mit Gott!"

Elftes Capitel.

In sich versunken ging Benedikt die Schlucht hinan. Die alten Buchen und Rüstern, die am Wege standen, neigten von beiden Seiten die mächtigen Aeste nach dem Wasser hin, daß sie den Weg ganz überdachten, und das Buschwerk an den beiden Ufern des Wildbachs, der die Schlucht durchrauscht, dunkelgrün erschien gegen das sonnig durchleuchtete Laub der Bäume. Kaum ein anderer Punkt im Thale hatte eine so üppige Vegetation. Die festen rauhen Brombeerzweige, an denen die reifende Frucht sich kräftig färbte, bezogen die ganzen Wände und fielen nieder bis zu den großen Steinblöcken, die das Wildwasser im Frühjahr alljährlich von den Bergen niederbringt, und selbst der Stein ermangelt dort des Schmuckes

nicht. Schillernde Flechten und Algen bedecken ihn, wo nicht weiches, dichtes Moos ihn umhüllt, hier und da wächst ein Büschel schönblättriger Hirschzunge empor und wo das Wasser den Boden berührt, glänzt das zierliche Venushaar an schwankendem braunem Stengel.

Alles war still ringsum. Die rechte Zeit des Vogelsanges war bereits vorüber, aber aus Busch und Strauch sahen die klugen Köpfchen der Vögel furchtlos nach dem Einsamen hinüber, während die schreckhaften Eidechsen mit rascher Wendung hierher und dorthin huschten, sich in Sicherheit zu bringen, und die behaglichen Frösche mit behendem Sprunge quaxend in die silberhelle Tiefe tauchten.

Benedikt hatte nur wenig in der Nacht geschlafen; sein Kopf war heiß, die Frische that ihm wohl, mehr noch die Einsamkeit. Theophilus hatte ihm, seit der Jüngling ihm gebeichtet, es untersagt, das Kloster ohne Begleitung zu verlassen, und er hatte sich im gerechten Mißtrauen gegen seine Festigkeit dem Befehl gern unterworfen. Aber der Einsamkeit im Freien sonst gewohnt, umfing sie ihn, da sie ihm heute vergönnt war, mit ihrem ganzen bestrickenden Zauber, und um ihrer, wenn auch nur für wenig Augenblicke zu genießen, ließ er sich auf einen Stein hinsinken,

der, hart am Bache liegend, an einem anderen aufrecht stehenden Felsblock seine natürliche Lehne besaß.

Er hatte in seiner Kindheit auf diesem Steine oft gesessen und zugesehen, wie allerlei schnellfüßiges Gethier zwischen den Schmerlen hin- und wiederschoß; und wie er nun wieder an derselben Stelle weilte und wieder hinabschaute in das klare Wasser, das zu Thale rauschte wie vordem, kam in der Ermüdung seiner Seele eine sanfte traumhafte Ruhe über ihn. Die Jahre, die zwischen jener Zeit und dieser Stunde lagen, waren ihm wie verschwunden. Er dachte nicht an das, was er seitdem erlebt, nicht an das, was er seitdem erlitten hatte, noch weniger an den Auftrag, den ihm Pater Theophil gegeben. Er saß und blickte hinauf in das Laubdach über seinem Haupte, und sah dann wieder hinab in's Wasser.

So hatten die Zweige immer sich geneigt, so waren die Sonnenstrahlen immer zwischen ihnen durchgebrochen, so langsam und licht waren die verstreuten weißen Wölkchen hoch oben immer hingezogen, wenn er nach der offenen Stelle emporgesehen hatte, an der die alte Tanne vom Sturm aus ihrem Boden gehoben worden war. Die gelbe Königskerze und der purpurfarbene Fingerhut blühten immer noch an jenem Fleck,

und dichter als an dem kleinen Rinnsal, an welchem die Amsel und die Schwarzdrossel ihre Tränke hatten, standen die blauen Vergißmeinnicht im ganzen Thale nirgends.

Das war Alles wie vordem, er empfand es auch wie in den Zeiten, in denen er eingeboren und eingefügt in diese heimische Natur, dem Augenblick ganz hingegeben, bewußtlos seines Daseins froh gewesen war wie die Blume, wie der Vogel, wachsend und sich entfaltend in dem warmen Sonnenlicht. So ohne Rückerinnern und Verlangen, dachte er, muß der Mensch sich fühlen, wenn er des Irdischen entkleidet eingeht zu den Gefilden, in denen die Seligen der Ewigkeit genießen! Aber selbst diese Vorstellung haftete nicht lang in ihm. Kaum wahrgenommen, schwebte sie vorüber wie die Wölkchen über seinem Haupte, wie der Vogel, der durch die Zweige huschte, wie der blankbeschwingte Käfer, der vorüberschwebend schnell erscheint, ohne daß das Auge ihm zu folgen, oder ihn zu suchen unternimmt. Er wünschte nicht besonders, daß dieses Ruhen dauern möge, weil es ihm gar nicht war, als ob es jemals wieder enden könne. Wie im Traume war das Maß der Zeit nicht für ihn da, und der selige Augenblick umfaßte eine Unendlichkeit für ihn.

Mit einem Male schreckte er empor. Weiter hinauf in der Schlucht hörte er lachen und sprechen; und während noch der Klang der Stimme, die er vernommen, sein Herz erbeben machte, trat Viktorine auch schon schnellen, leichten Schrittes hinter dem umbuschten Vorsprung auf den Steg hinaus, welcher an jener Stelle von dem einen Ufer zu dem anderen hinüber führte.

Weil man das alljährliche Anschwellen des Gletscherwassers in Betracht zu ziehen hatte, waren die Baumstämme und Balken, welche diese naturwüchsige Brücke bildeten, ziemlich hoch gelegt, und es gehörten ein schwindelfreier Kopf und ein sicherer Fuß dazu, sie furchtlos zu beschreiten. Viktorine, die sich auch in diesem Punkte auf ihre Festigkeit verlassen konnte, hatte den Steg schon zum Oefteren benutzt und war ohne alles Ueberlegen auch jetzt wieder in die Mitte desselben gelangt, als Nanette, die ihr folgen sollte, zaudernd stehen blieb, und selbst durch der Freundin ermuthigenden Zuruf nicht bewogen werden konnte, ohne Beistand sich vorwärts zu wagen. Es blieb Nichts übrig, Viktorine mußte umkehren, der Furchtsamen ihre Hand zu reichen, und sie unter ihrem scherzenden Zuspruch hinter sich herführend, war sie

noch mitten auf dem Stege, als ihr Auge vorwärts blickend, den jungen Pater in der Schlucht entdeckte.

Er starrte sie an, als hätte er nicht gewußt, daß sie noch in seiner Nähe weile. Er hatte ihrer nicht mehr denken wollen, und nun stand sie vor ihm da, so nahe, daß ihr auszuweichen gar nicht möglich war — und strahlend in Schönheit und Lebensfülle.

Ehe er noch wußte, was er thun solle, hatte ihr Anruf ihn bereits erreicht. Sie ließ Nanettens Hand los, sobald dieselbe ihrer Hilfe weiter nicht bedurfte, und kam zu Benedikt heran.

„Was haben Sie denn angefangen, Pater Benedikt," sagte sie, „und wo haben Sie gesteckt, daß ich Sie gar nicht zu sehen bekommen habe? Nicht Ihnen, nicht Ihrer Klasse sind wir begegnet, seit ich mir meine kleine Cousine hergeholt habe; und stände das Kloster mit seinem dicken Thurm nicht dort unten, und hörte ich Sie nicht alle Abend singen, ich hätte glauben können, es wäre hier ein Erdbeben oder sonst irgend etwas Schauriges geschehen, und die Klasse und Sie wären mit einem Male versunken und verschwunden!" —

Sie hatte das Alles mit jener Leichtigkeit hingeworfen, mit der man in der Gesellschaft einen Bekannten zu behandeln gewohnt ist; und sich zu ihrer

Begleiterin wendend, setzte sie mit einem Blicke, den diese sich zu deuten wußte, noch hinzu: „Mein Schatz! das ist der junge Pater, von dem ich Dir so viel erzählt habe, und dessen wundervolle Stimme uns gestern wieder so erfreut hat.“

Nanette horchte freudig auf. Sie fühlte eine große Genugthuung über das Begegnen, und weil sie hinter der Cousine nicht zurückzubleiben wünschte, spendete sie dem jungen Mönche bereitwillig das wärmste Lob. Benedikt war fassungslos. Er sagte sich, daß es nothwendig sei, irgend eine Entgegnung zu machen, aber er wußte nicht, was er sagen sollte, da er die Wahrheit hier nicht sagen konnte; und wo war die Vermittlung zu finden zwischen Viktorinens und der andern Fremden heller Freude und seinem stillen Leid? Er brachte endlich stockend und verlegen die Frage heraus, ob Nanette ebenfalls zur Kur in's Thal gekommen wäre.

Er schämte sich der Frage, denn er wußte, daß sie müßig, daß sie als Entgegung auf Viktorinens und des andern Fräuleins Ansprache ungehörig, ja eine Thorheit sei, daß sie ihnen auffallen und ungeschickt erscheinen müsse; indeß er mußte fortzukommen suchen über den Moment, ohne die Hände zusammen

zu schlagen und Viktorine auf Knieen zu beschwören, daß sie Erbarmen haben möge mit seiner Pein und Noth.

Die aber war keineswegs gewillt, ihn so leichten Kaufes zu entlassen. Sie sah die Neugier, mit welcher ihre Cousine den jungen Mönch betrachtete, und sie selber überraschte die Gluth der Leidenschaft, die in seinen dunkeln Augen brannte. Er war nicht mehr derselbe, als welchen sie ihm zuerst begegnet war. Er sah älter aus und war weit schöner noch geworden. Sein Antlitz war vergeistigt, seine Züge hatten einen tieferen Ausdruck bekommen; ein Maler hätte sich kein besseres Vorbild für einen heiligen Sebastian erwünschen können, als diese herrliche Gestalt, der auch der Todespfeil im Herzen steckte.

Nanette hatte ihm auf seine Frage erwidert, daß sie schon am nächsten Morgen aus dem Thale scheide, „und," sagte sie, „gerade deshalb freut es mich, daß ich Sie noch gesehen habe, da Sie mir bisher nur, wie die Echo, unsichtbar vernehmlich wurden."

„Glaubst Du," fiel ihr Viktorine in das Wort, „die geistlichen Herren wüßten es nicht, wie anziehend die geflissentliche Zurückhaltung sie macht? Keine Frau versteht das besser! auch Pater Benedikt hat das bereits begriffen. Er thut, als habe er vergessen, daß

wir uns wiedersehen wollten. Und weil ich nicht gewohnt bin, mich selten zu machen und erwarten zu lassen, bin ich mehrfach ausgegangen ihn zu suchen!"

„Sie mich?" stieß Benedikt hervor.

„Wie denn anders? Ich pflegte Wort zu halten und ich habe Wort gehalten!" fügte sie bedeutungsvoll hinzu, „Sie aber haben dieses nicht gethan. Auf der Klostermatte bin ich gewesen und bei Ihrer Mutter, aber Sie haben auch die Mutter nicht besucht —"

„Ich befinde mich auf dem Wege zu ihrem Hause!" sagte Benedikt, dessen Verwirrung mit jedem ihrer Worte wuchs.

„Oh! wie schade, eben komme ich von dort und habe von Ihnen mit Ihrer Mutter gesprochen, während meine Freundin sich erfrischte. Nun, Sie werden's von der Mutter hören. Aber wo halten Sie mit dem Einstudiren meines Hymnus? Singen ihn die Schüler schon?"

„Der Herr Abt erwartet einen Gast, zu dessen Ehren er gesungen werden soll," bemerkte Benedikt.

Viktorine äußerte das Verlangen, der Aufführung beiwohnen zu können; er meinte, das werde möglich sein, da sie in dem großen Schulsaale geschehen solle, der sich außerhalb der Klausur befinde; indeß er sprach

das Alles, ohne recht zu wissen, was sie fragte und was er ihr zur Antwort gab.

Daß er sie sah, daß er ihre Stimme hörte, erfüllte seine ganze Seele; daß sie nicht für ihn da war, daß sie so sehr zu lieben ein Verbrechen für ihn war und daß er sündigte mit der sinnverwirrenden Freude dieses Augenblickes, das war Alles, was er deutlich in sich wußte und empfand; und sich aufraffend mit dem Reste der Fassung, die ihm übrig blieb, wollte er von ihnen scheiden.

Sein Kampf und die Gewalt, die er sich anthat, waren jedoch so unverkennbar, daß sie auch dem jüngeren Mädchen nicht entgingen. Das war's, was Viktorine wünschte.

„Sie wollen gehen?“ fragte sie.

„Ich habe mit meiner Mutter zu verhandeln!“ gab er ihr zur Antwort.

„So darf ich Sie nicht halten, und auf Wiedersehen also!“ sagte sie, indem sie ihm die Hand hinhielt. „Ich hoffe Sie bald einmal wie heute anzutreffen!“ setzte sie mit klugem Blicke um sich schauend, bedeutungsvoll hinzu.

„Nein! wünschen Sie mir das nicht!“ sagte er, seiner nicht mehr mächtig, und ging, ohne die darge-

gebotene Hand zu fassen, mit kurzem Lebewohl von ihr.

Die beiden jungen Frauenzimmer sahen ihm betroffen nach, bis er, ohne den Blick zurück zu wenden, die Brücke überschritten hatte und hinter der Felsecke verschwunden war.

„Der Aermste! wie er Dich liebt!" sagte endlich die Cousine mitleidsvoll.

Viktorine antwortete ihr nicht gleich. Benedikts Leidenschaft, die sich wider seinen Willen so unverhohlen und so scheu verrathen, hatte sie erschreckt; indeß sie wollte das nicht merken lassen, und mit der sieggewohnten Miene, die ihr selten fehlte, sagte sie: „es giebt, wie Du gesehen hast, sonderbare Arten, eine Liebeserklärung zu machen! Diese war mir selber neu — und war doch klar und deutlich, wie nur Eine, so daß sie Nichts zu wünschen übrig ließ."

Sie bückte sich dabei zum Wasserrande nieder, Vergißmeinnicht zu pflücken und forderte auch die Cousine dazu auf, als ob nichts Anderes sie beschäftige und kümmere, und sie sah dabei sogar heiter und zufrieden aus. Nanette hatte jetzt erfahren und erlebt, was sie nach Viktorinens Willen erfahren und wissen sollte. Das Uebrige mochte sie sich vorstellen und

denken, wie es ihr gefiel. Es konnte dadurch an Romantik nur gewinnen, den Zauber, der um Viktorine schwebte, in den Augen der Cousine nur erhöhen, und Viktorine war in ihrem Innern auch bereits von einem anderen Gegenstande eingenommen, der für sie wichtiger war als Benedikt.

„Hast Du's gehört," sprach sie, nachdem sie die gepflückten Blumen mit weichen Halmen zusammen gebunden hatten, und danach eine Weile schweigend ihres Wegs gegangen waren, „hast Du es gehört, im Kloster erwarten sie einen Gast, dem sie besondere Ehren zu erweisen denken. Wer kann das sein?"

„Soll ich ihn Dir nennen?" fragte die Cousine.

Die Andere verlangte nicht danach. „Daß ich unwissentlich den alten Lobgesang auf Rom zu seiner Ehre in das Kloster schicken mußte — wie wunderbar ist das!" sagte sie und schaute mit den dunkeln Augen gedankenvoll in's Weite.

„Ich würde es als ein gutes Zeichen, als eine günstige Vorbedeutung ansehen," meinte die Cousine, und Viktorine nahm es selber auch mit solcher Meinung auf.

„Laß uns hoffen, daß es uns Glück verheißend sei!" sagte sie. „Der Graf wird übrigens an der

Stimme dieses jungen Mönches" — sie nannte ihn nicht mehr Benediktus oder ihren jungen Pater wie bisher — „auch seine große Freude haben. Er liebt die Musik und ist ein Kenner aller Kunst: ein echter Sohn Italiens und Roms!"

Zwölftes Capitel.

Benedikt hatte sich niedergesetzt, sobald er sich aus dem Bereich von Viktorine wußte. Er hatte sich überwunden und war geflohen — indeß was half ihm das?

Wohin er sich auch wendete, sie war bei ihm! — Wohin er immer blickte, sah er sie! Es war kein Raum in seinem Herzen, seiner Seele, den sie nicht erfüllte — und schaudernd ließ er die Worte des Psalmes über seine Lippen gleiten: „Wo soll ich hin fliehen vor Deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist Du da, bettete ich mich in die Hölle, so bist Du auch da!“ —

Es war wieder eine Lästerung in diesen Worten, wie er sie gebrauchte, sündhaft war Alles, was er that und dachte; er war verdammt, sich nicht mehr zu

erheben. Dante's verhängnißvolles: „Laßt alle Hoffnung fahren!" war für ihn gesprochen. Es blieb ihm Nichts als bis an's Ende willenlos in unverbrüchlichem Gehorsam an jedem Tage durch den Tag zu gehen — und das mußte er auch heute thun.

Er erhob sich seufzend und schritt hinauf nach seiner Mutter Hof.

Die Thüre des Hauses stand offen und die Küchenthüre ebenso. Vom Heerde aus konnte Jakobäa Jeden sehen, der über ihre Schwelle kam.

Langsam und mit müdem Schritte stieg der Sohn die Treppe hinan, er hatte die Mutter seit jenem Morgen nicht mehr aufgesucht. Das war an sich nichts Seltenes, denn es war oft eine weit längere Zeit darüber hingegangen, ohne daß der Eine oder die Andere es wesentlich beachtet; diesmal jedoch hatten sie Beide die Zahl der Tage nachgerechnet und Jakobäa's Bitterkeit war mit jedem Tage gewachsen.

Sie sah ihn eintreten, ohne den Blick auf ihn zu richten, und ließ ihn herankommen, ohne ihn willkommen zu heißen. Es fiel ihm schwer, dagegen Stand zu halten, denn er war ohne dies genug beladen. Die ganze Verzagtheit des Unglücks hatte ihn befallen.

„Mutter,“ sagte er endlich, als er schon dicht vor ihr stand, „so soll es zwischen Sohn und Mutter doch nicht sein!“

Sie legte das Messer aus der Hand, stellte die Schüssel fort, die sie auf ihren Knieen gehalten hatte, und hob die Augen zu ihm auf. „Was haben sie mit Dir gemacht? Wie siehst Du aus?“ rief sie vor der Verstörtheit seines Angesichts erschreckend.

Er sagte, es sei ihm Nichts geschehen.

„Du siehst nicht kenntlich aus!“ wiederholte sie, und von der Angst des Mutterherzens fortgerissen über ihren Zorn, setzte sie mit rascher Dringlichkeit hinzu: „Was frag' ich noch! Ich hatte mir's gedacht! Du hast gebeichtet und mußt büßen! Rede! Rede! Ich sehe es ja ohne das!“

Ihre Zärtlichkeit schloß ihm das Herz auf. Er hatte derselben nöthiger denn je, und bemüht, sie zu vergelten, sagte er: „Sorge Dich nicht um mich! Ich bin krank gewesen in meiner Seele, die ganze lange Zeit! Doch wird Gott mir helfen, daß ich davon genese!“

„Genesen? — Ja! Genesen von der Erdennoth und von dem Leben! Wenn man das genesen nennen will!“ rief sie. „Zu der Art von Genesung werden

sie Dich bringen, wenn sie's Dich so weiter treiben lassen, und dahin wollen sie Dich haben, denn sie denken, damit wären sie an ihrem Ziele!"

Benediktus bangte vor dem Tone. „Mutter!" sagte er, „ich war gekommen, um mit Dir zu sprechen, wie es dem Sohne ziemt, dem Dein Gelöbniß seinen Pfad bestimmt hat, ehe er geboren war; und der nicht Dir, nicht sich gehörte, seit er hienieden athmet!"

Sie ließ ihn nicht vollenden. „Das ist es! Das ist es ja!" rief sie mit Leidenschaft. „Was warst Du mir, da Du mir nicht gehörtest? Wie sollte ich mein Herz hängen an Denjenigen, und Denjenigen lieben und mich sorgen um den, der nicht mehr mein eigen war? Ich habe zu lügen und zu heucheln nicht gelernt. Aber seit sie in das Thal gekommen ist, und mir begreiflich gemacht hat —" sie brach plötzlich ab und sagte, indem sie näher zu ihm rückte: „Sie ist hier gewesen, neulich und heut wieder, und ich habe allein mit ihr geredet —"

„Ich weiß es," sagte er, „ich habe sie gesehen!"

„Du? Und wann? und wo?"

„Jetzt eben. Am Wildbach, in der Schlucht!"

„Und davon bist Du so verstört?" fragte sie mit dem Scharfblick des Weibes und der Mutterliebe. Er

antwortete ihr nicht darauf, aber die brennende Röthe, die seine bleiche Stirne übergoß, schien ihr Muth zu machen, denn ehe er es hindern konnte, sagte sie: „Sie hat mir Alles aufgeklärt! Die Welt ist umgewandelt eben jetzt, jenseits der Berge. Es sind Gesetze gegeben worden in dem neuen Reich, welche der Klöster Pforten aufthun. Nur hinüberzugehen hast Du nöthig —"

„Nicht weiter, Mutter!" rief der Sohn, „wenn Du mich nicht zum zweiten Male von Dir treiben willst. Ich weiß das wohl! — Doch nicht um solcher Dinge willen kam ich her zu Dir."

„Höre mich!" gebot sie und hielt ihn bei der Hand. „Ich bin alt, Benedikt; älter als meine Jahre, denn Leiden zählen rascher als die Tage des Kalenders, und es wird mir keine Ruhe mehr lassen, nun ich weiß, daß Rückkehr aus dem Kloster in das Leben möglich ist —"

„Nicht für mich, Mutter!" sagte Benediktus mit völliger Entschiedenheit. „Nicht für mich! — Und schlössen sich mir heut die Pforten unseres Klosters auf, ich würde den Weg nicht gehen, den Du mir zeigst. Ich werde nicht lassen von dem Pfade, auf dem zu wallen ich in der freudigen Ueberzeugung ge-

schworen habe, daß er mich zum Heile führt, selbst wenn mein Fuß ihn hart zu gehen findet und die Dornen am Wege ihn zerreißen, ehe ich, den Frieden findend, an mein heiß ersehntes Ziel gelange."

Er hatte sich über sich und seiner Seele Schwäche emporgehoben, indem er die Mutter zu erheben unternahm; aber der lebensmüde Ausdruck seiner Züge, der bebende Klang seiner Stimme machten, daß sie seinen Worten nicht Gehör gab, und bei ihrem Sinne bleibend, sprach sie: „Willst Du mich glauben machen, daß Deine Wangen von Ruhe und Frieden so blaß geworden, Deine Augen von Glück und Freude Dir so eingesunken sind?"

„Und wäre es von Kummer und von Schmerzen, was wäre es denn anders?" gab er ihr zur Antwort. „Ich habe das Kreuz auf mich genommen und ich will es tragen, bis es mir zum Siegeszeichen wird — zum Zeichen des Sieges über mich — und über Dich! — oder bis ich unterliege unter seiner Last." —

Sie stand auf und sah ihn an. Sie war klug genug, es zu bemerken, wie er sich erst bei ihr allmälig aufgerichtet hatte, und daß er jetzt aus vollem Herzen zu ihr sprach.

Aber Viktorinens Zuversicht und ihr Dringen

hatten die Vorstellungen Jakobäa's nun einmal in die neue Bahn gelenkt: sie hatte sich in ihrer Einsamkeit Tag und Nacht damit beschäftigt, wie Benediktus fliehen, wie er jenseits der Alpen seine Freiheit finden und wie sie dann später ihm dorthin folgen werde, um ihr und sein Gewissen zu beruhigen, um vor dem Thron des heiligen Vaters Vergebung für ihre und für des Sohnes Sünden durch Viktorinens Beistand zu erlangen. Bei ihrer Unkenntniß der obwaltenden Verhältnisse war Jakobäa ebensowenig im Stande, das Phantastische und Unerfüllbare dieser ihrer Hoffnungen einzusehen, als die zähe Beharrlichkeit ihrer Natur von denselben zu lassen vermochte.

Mit beredter Leidenschaft stellte sie dem Sohn noch einmal vor, was sie von ihm erwartete, was Viktorine ihr verheißen hatte. Benedikt ließ sie gewähren, ohne sie zu unterbrechen. Als sie vollendet hatte, sagte er: „Sie hat mir das Alles angedeutet und sie glaubt es so; aber es wäre uns besser, wir hätten sie nie gesehen, nicht Du, nicht ich!"

„Du traust ihr nicht?" rief Jakobäa zürnend.

„Wie dürfte ich?" versetzte er, „da ich den Kampf erprobt, in den sie mich verstrickt hat, da ich in mir erfahren habe, was es kostet ihn zu bestehen."

„Weil Du den Muth nicht hast, Dich zu befreien!“ fuhr Jakobäa auf.

Benedikt entgegnete auf ihren Vorwurf nicht, und erst nach einer Weile sagte er: „Ich bin nicht muthlos, Mutter! Ich habe in diesen Zeiten große Versuchungen mit Gottes Hilfe, wie ich hoffe, überstanden. Ich habe, seit sie zuerst zu mir geredet, oft hinausgeschaut mit heißer Sehnsucht nach den Freuden und dem Ruhm der Welt, und nach Genüssen, an die ich früher nicht gedacht habe und die mir nicht bestimmt sind. Ich weiß und hab's empfunden, wie sie verlockend sind! Aber sie suchen zu gehen auf dem Wege, von dem sie redet, und an den Du glaubst, das hieße, selbst wenn er zum Ziele führen könnte, kurze Lust mit ewiger Verdammniß sich erkaufen.“

Er machte eine Pause, als halte er zurück, was ihn bewege, und sich dann zusammennehmend, sagte er mit scheuem Zögern: „Es steht nicht gut um mich! Aber auch um Dich, Mutter, steht's nicht gut! Du bist abgekommen von der Kirche, von der Beichte, von dem Pfade, auf dem wir gegangen sind, Du und Deine Kinder, unbeirrt seit meines Vaters Flucht, um seiner Sünden und um Deinetwillen. Dabei, Mutter! muß es bleiben! damit Deine Kinder, die

für Dich gebetet haben, seit sie beten lernten, nicht mit hoffnungsloser Sorge an die Mutter denken müssen, die sie in die Welt geboren hat, damit sie nicht die Mutter wie den Vater meiden müssen und verlieren."

Jakobäa war ergriffen, ihr Sohn war es nicht minder. Es war das erste Mal, daß er es unternahm, sich also über sie zu stellen, daß er in solcher Weise zu ihr von ihrer Schuld und ihrer Bußpflicht, daß er als der Priester ihres Gottes zu ihr sprach, und der Eindruck, den er auf sie machte, wirkte ermuthigend auf ihn selbst zurück.

Er lernte es empfinden, wie der Geist sich stärkt in Denen, welchen es Pflicht ist, Andere zu leiten, und er genoß daneben den ersten Reiz des Herrschens, während er demüthig dem Befehle seiner Oberen gehorchte. Das Geheimniß jener klug berechneten Verbindung von Herrschaft und Gehorsam, das die Glieder der Kirche untereinander und in der Kirche so meisterhaft zusammenhält, bewährte sich an ihm.

Er konnte in dem Augenblick absehen von sich selbst, es vergessen, was ihn eben noch befangen, was ihn verwirrt hatte, als er vor die Mutter hingetreten war. Er fand eine Genugthuung darin, sich in dem

Dienste der Kirche, in der er erwachsen und erzogen, deren Theil und Glied er war, als Berather und Ermahner zu versuchen; und was er als Glaubenssatz der Mutter vorhielt, ward in ihm als Ueberzeugung in neuem Sinne mächtig; so daß er ihr mit Ruhe den Wunsch aussprach, sie möge sich entschließen die Schenkung ihres Hab und Gutes für ihren Todesfall zu Gunsten seines Klosters zu vollziehen.

Jakobäa blickte ihn in stummem Schrecken an. Sie hatte diesen Vorschlag von ihrem Sohne nicht erwartet, am wenigsten in dieser Zeit.

Er war ihr fremd wie er jetzt vor ihr stand, die herrliche Gestalt hoch aufgerichtet, den leuchtenden Blick ihr zugewendet, sie ermahnend mit feuriger Beschwörung, sie bittend mit dem weichen Ton der Liebe, nur an ihr Seelenheil zu denken. Des Sohnes Wort drang anders an ihr Herz, als das des greisen Paters. Sie neigte sich vor ihm und sah zu ihm empor, sie, die ihn geboren, die ihn an ihrer Brust genährt, auf ihren Knieen groß gezogen hatte. Wie sie sich um sein irdisch Theil all die Zeit gesorgt hatte, wie sie jetzt noch darauf dachte, ihn einzusetzen in sein Erbe, so sorgte er sich, ihrer Seele jenseits dieses Lebens ihre Heimathsstätte zu bereiten; der Sohn, dem sie

sein irdisch Dasein einst geschenkt, wollte ihr die Vergeltung dafür sichern in der Ewigkeit.

Es war ein Aufwallen, ein Fluthen von Empfindungen in ihr, über welche sie sich Rechenschaft zu geben nicht vermochte. Die Trauer, die sie fühlte, schloß doch Freude in sich, und das Glück der Mutterliebe barg in sich den Schmerz, daß Benedikt sich zu befreien verweigerte. Sie wünschte, ihm nachzugeben, ihm willfahren zu können, sie hatte ihm bisher so wenig Zärtlichkeit erwiesen; aber was konnte ihm seine Mutter und Mutterliebe sein, ihm, der nicht einmal an dem Hause seiner Väter hing, der in sie drang, um seines und um ihres Heiles wegen, sich des altehrwürdigen Besitzes zu entäußern? Nicht nur ihn, sich selber sollte sie der Freude an ihrem Hab und Gut berauben! und sie konnte ja noch lange leben in dieser Welt, ehe sie abberufen ward zu einer anderen.

Sie hatte es dem Sohne heute ausgesprochen: ihre leiblichen Kinder hatte sie nicht von Herzen lieben können, seit sie ihr nicht mehr allein gehörten, und auf Ausschließlichkeit und Dauer war ihr Sinn einmal gestellt. Die Kinder hatte sie schon mit dem Kloster theilen, sie an das Kloster verlieren müssen; nun sollte sie auch ihrem Haus und Hof, ihrem Hab

und Gut entsagen, sollte nur noch als Verwalter schaffen, sich nicht mehr als unbeschränkte Besitzerin empfinden auf ihrem Grund und Boden und in ihrem Hause? Bei lebendigem Leibe sollte sie wie ein Schemen und Gespenst umhergehen neben denen, die auf ihren Heimgang ihre Plane bauten? — Nimmermehr! — Benedikt wollte nicht von seinem Eide und von seinem Kloster lassen, und sie sollte auf dies Haus verzichten? — Das war mehr als man von ihr verlangen konnte!

Es brachte sie außer sich, daß er dies nicht begriff, daß er nicht wie sie an diesem Hause hing, daß er nur an den Himmel und das Jenseits dachte, und fast ohne es zu wissen, rief sie in ihrem Schmerze: „Er ist bei mir und nicht bei mir! Die Welt liegt zwischen ihm und mir!" —

„Ja die Welt! Ja die Welt!" sprach Benedikt ihr mit gehobener Stimme nach, „diese vergängliche trügerische Welt, in welcher schon in der nächsten Stunde uns entrissen sein kann, woran wir hängen, als wären wir nicht selbst vergänglich und in jedem Augenblick dem Tode verfallen! Du kannst nicht lassen von dem Hause, magst nicht denken, daß es Andern dereinst gehören soll? Aber weißt Du, ob der nächste Morgen Dir noch tagt? Ob dieses Haus, auf

das Du neulich des Himmels Blitz hernieder riefest, nicht morgen schon des Feuers Beute wird? — Du denkst an mich! — An mich? — Wer bin ich, Mutter? Was ist mir diese Welt? Was hat sie mir zu bieten? Was hab ich denn in ihr zu hoffen? Die Tage und Stunden habe ich minutenweise abgezählt, und hab in meines Herzens Angst gefleht zu Ihm, dessen das Leben ist, daß er es mir verkürze —“

„Benedikt!“ rief die Mutter voll Entsetzen — „was ist denn geschehen?“

Er fuhr zusammen. Während er die Mutter abzulösen trachtete von dem Hängen an dem Irdischen, hatte seine Phantasie sich willenlos zurückgewendet in die Erinnerung an das eigene gezwungene Verzichten, an sein Leiden, und zu ihr, die ihm der Inbegriff des Lebens und der Welt geworden war. Das Wort verstummte ihm im Erschrecken vor sich selbst.

Die Mutter stand vor ihm und sah ihm fest in's Antlitz. Er senkte den Blick vor ihr zu Boden. Eine unheilvolle Ahnung bemächtigte sich ihrer.

Die Aussichten, welche Viktorine ihr eröffnet, hatten sie gereizt, sie hatte sich darin versenkt, wie man das Auge weit vorwärts in die Ferne dringen

läßt, während man auf festem Boden sicher da steht. Sie hatte Benedikt von den Banden frei zu sehen gewünscht, die sein Eid ihm auferlegte; aber noch waren diese Bande nicht gelöst, noch band ihn ja sein Eid, ein heiliger Eid, den nicht brechen zu können und zu wollen er erklärte. Vor der Macht der Gegenwart, der Wirklichkeit gegenüber, fiel auch vor Jakobäa's Augen das unbestimmte Hoffen auf eine Umgestaltung ihrer und ihres Sohnes Zukunft in sich selbst zusammen, und die Gewalt des angeerbten Glaubens und der angeerbten Vorstellungen trat auch bei Jakobäa in ihr altes Recht.

„Du bist des Herrn Priester," sprach sie mit erhabenem Ernste, indem sie ihre schwere Hand auf seine Schulter legte, „und ich verehre ihn in Dir; aber ehe Du sein Priester warst, warst Du mein Sohn, ich Deine Mutter! Du hast mir mein Herz gedeutet und vor Deinem Erkennen hab' ich mich gebeugt. — Ich will Dir das Deine deuten, denn ich hab's erzeugt!"

„Mutter! Um Gottes Barmherzigkeit willen, sprich das Wort nicht aus!" rief Benedikt.

„Wer will mich hindern, meinem Kinde in das Herz zu sehen?" sprach sie und hielt ihn fest. „Wer

soll Dir's sagen, was er sieht, wenn ich's nicht thue? Läugne mir es, wenn Du es kannst! — Du liebst die Fremde, Benedikt!"

Ein dumpfer Schrei rang sich aus seiner Brust empor, und das Gesicht verhüllend, sank er vor ihr nieder.

Sie umschlang ihn und drückte ihn an ihre Brust. So hatten Sohn und Mutter sich noch nie umfangen. Jetzt verstand sie ihn, und Alles war jetzt anders zwischen ihnen. Was Liebe sei, das wußte Jakobäa! Daß Liebe nicht vergessen, nicht einem Andern zugewendet werden könne, das hatte sie an sich erfahren, und Benediktus war ihr Blut, ihr Sohn! Und er war Mönch, der geweihte Priester seines Gottes!

Sein Unglück, sein Schmerz, sein Vergehen fielen, nun sie sie erkannte, wie schwere Hammerschläge auf sie nieder. Sie öffneten gewaltsam die Quellen der Zärtlichkeit in ihrer Brust, die Leid und Einsamkeit so lange verschlossen hatten. Ihre Liebe für den unglückseligen Sohn verwandelte ihr ganzes Wesen. Sie fluchte der Fremden in ihres Herzens Tiefen, und hielt dennoch das harte Wort zurück, um Benedikt nicht weh zu thun, der sie liebte. Sie hätte ihr Leben darum geben mögen, hätte sie ungeschehen

machen können, was sie selber die ganze Zeit hindurch an ihres Sohnes Ruhe und Frieden gefrevelt und gesündigt hatte. — Sie haßte und verabscheute sich selbst und den Besitz, um dessen willen sie den Sohn gepeinigt, um dessen willen sie der Fremden ihr Vertrauen geschenkt, ihr willfährig Gehör gegeben, und um dessen willen sie die neue Schuld auf sich geladen hatte und auf ihren Sohn.

Sie fand, da ihre Angst nach Hilfe suchte, eine tröstende Zärtlichkeit in sich, deren sie sich nicht bewußt gewesen war, und eine Sprache für den Sohn, die sie noch nie zu ihm gesprochen hatte. Der heiße Strom der Mutterliebe floß frei in ihrem Herzen und ergoß sich über Benediktus, daß die Mutter und der Sohn unter dem Gewicht des Schicksals, unter dessen Last kein Entkommen und kein Hoffen übrig blieb, doch eines Glückes genossen, dessen sie nicht theilhaftig gewesen war bis zu dieser Stunde.

Benedikt umarmte die Mutter noch einmal, dann stand er auf; sie folgte seinem Beispiel.

„Und was soll nun werden?“ fragte sie, beseelt von dem Verlangen, ihn zu befriedigen und zu trösten.

Er reichte ihr die Hand hin. „Gott ist über

uns gewesen in dieser Stunde," sagte er, „und hat uns heut gesegnet! Laß uns ihm dafür dienen in dankbarem Verzichten auf Alles, was nicht bestehen mag vor ihm." Er schickte sich zum Fortgehen an. Sie ging mit schwerem Schritte neben ihm.

„Komm wieder!" bat sie, als er sich dem Ausgang nahte.

„Nicht eher, bis sie nicht mehr in dem Thale ist!" gab er ihr zur Antwort.

„Ich komme in die Kirche heute Abend, da werd' ich Dich doch hören!" sagte die Mutter.

„Geh' auch zur Beichte!" mahnte er, und sie entgegnete, es verlange sie danach, das Herz sei ihr beladen, sie habe der Vergebung nöthig — auch von ihm.

„Denk' nicht an mich!" sprach Benedikt.

Da brach ein Strom von Thränen ihr aus den Augen, und sich noch einmal ihm in die Arme werfend, rief sie: „An wen soll ich denn denken, als an mein eigen Fleisch und Blut, an Dich, an meinen unglückseligen Sohn!"

„Gott wird mir helfen zu tragen, was er mir auferlegt," versetzte er und ging hinaus.

Sie blieb unentschlossen auf der Schwelle stehen.

Sie konnte ihn nicht scheiden lassen, ohne ihm ein Zeichen ihrer Liebe gegeben zu haben, aber es kam ihr hart an wie der Tod.

„Benedikt!“ rief sie. Er wendete sich um. „Würd' es Dich freuen, wenn Dein Kloster mich beerbte?“

„Wir haben, Du und Deine Kinder, alle Drei der Fürbitte sehr nöthig, Mutter!“ gab er ihr zur Antwort, „und Dein Andenken geehrt zu sehen unter uns, das wäre mir ein Segen.“

„So sollen sie es aufsetzen, ich will es unterschreiben!“ stieß sie rasch hervor.

„Gott sei gedankt, daß er Dein Herz gelenkt!“ rief Benedikt, aber sie hörte es nicht mehr. Sie war hineingegangen in das Haus, ihm ihre Thränen zu verbergen.

Dreizehntes Capitel.

Am Abend, um die Vesperstunde knieete Jakobäa wieder an ihrem alten Platze in der Kirche. Die Fremden kamen erst lange nach ihr in das Gotteshaus; Viktorine bot ihr, als sie an ihr vorüberging, die Zeit, aber Jene gab ihr keine Antwort, und machte das Zeichen des Kreuzes über sich. — Der Chorgesang war gerade beendet, Benedikt's Stimme erhob sich hell im Einzelsang.

„Daß man das heute zum letzten Male hört!“ sagte Nanette mit Bedauern.

„Es ist unglaublich, welche Fortschritte er gemacht hat, seit wir zum ersten Male in der Kirche waren,“ meinte die Baronin. „Schön war seine Stimme immer, aber es ist jetzt ein Ton, ein Ausdruck in sie hineingekommen, den sie vor sechs Wochen noch nicht

hatte. Man könnte in der That vor Rührung weinen, wenn man nicht seine Freude daran hätte.“ —

Viktorine, welche des jungen Mönches Singen sonst am lebhaftesten gepriesen hatte, schwieg heute zu der Bemerkung der Baronin.

Als dann der Gottesdienst beendet war, und die Fremden bei dem Fortgehen aus der Kirche wieder an Jakobäa vorüberkamen, fand die Baronin, welche sich gewöhnt hatte, in dem Thale bei jedem Anlaß die huldvolle Beschützerin zu spielen, sich gemüßigt, an die Mutter Benedikts heran zu treten und ihr zu sagen, wie gefühlvoll ihr Sohn heute gesungen habe.

„Ich wollt', Ihr Fräulein sänge einmal so wie er!“ warf Jakobäa hin, während ihr Blick finster über Viktorine hinstreifte.

„Oh,“ versetzte die Baronin, ohne Ahnung von dem, was Jene meinte, „meine Tochter hat oft geistliche Musik gesungen und versteht sich außerordentlich darauf!“ Und um das Maß ihrer Herablassung heute voll zu machen, setzte sie hinzu: „Kommen Sie doch einmal zu unserer Wirthin, liebe Frau! Dann sollen Sie meine Tochter hören; Ihr Herr Abt war ganz von ihr entzückt.“

„Ich hab' mehr als genug von ihr gehört!“ sagte

Jakobäa und ging von ihnen, ohne Gruß und Lebewohl.

Die Baronin fühlte sich durch diese Abweisung schwer gekränkt, besonders weil ihre Anverwandten die Zeugen derselben waren. Sie nannte Jakobäa eine unheimliche abstoßende Person, die ihr von Anfang an zuwider gewesen sei. „Aber meine Viktorine," sagte sie, „hat eine wahre Leidenschaft für das Originelle, weil sie selber so originell ist, und sucht sich solche Menschen auf. Wenn man nur wüßte, was die Frau heut' hatte!"

Sie waren während dessen an den Ausgang der Kirche gelangt, die Baronin und ihre Tochter traten an das Becken, sich mit dem Weihwasser zu benetzen, die Andern, die noch Juden waren, standen von fern und sahen ihnen zu. Der Uebertritt zum Christenthum und zur Landeskirche gehörte in ihren Augen mit zu dem Luxus, den ihre reichen Verwandten sich hatten erlauben dürfen.

Als Viktorine sich allein mit ihrer Mutter sah, sagte sie: „Sprich nicht mit Jakobäa und nicht von ihr! Pater Benedikt hat eine Leidenschaft für mich und ich sehe, seine Mutter weiß darum. Die Töne quollen ihm ja heute auch wie heiße Tropfen aus der Brust!"

Die Baronin that einen überraschten Ausruf; indeß verwundern that die Mittheilung sie keineswegs, sie fand die Sache sehr natürlich. Es hatte ja kaum ein Mann den Reizen ihrer Tochter widerstanden. Nur wie es mit dem Pater so gekommen sein konnte, das begriff sie nicht, und hätt's doch wissen mögen. Die Tochter sagte, sie werde ihr's erklären, wenn die Gäste fort, und wenn man wieder in Ruhe sein würde. „Nanette weiß darum," setzte sie hinzu, „wir sind ihm heute noch begegnet und haben ihn gesprochen. Er ging von uns zu seiner Mutter Haus."

„Der Aermste!" rief die Baronin, ein mitleidsvolles Lächeln auf den Lippen, „wie er mich dauert!"

„Und mich erst!" sagte Viktorine, während sie sich den Anverwandten wieder zugesellte; aber die Baronin blickte von Zeit zu Zeit mit zärtlichem Vergnügen ihre Tochter an, und so bald es sich nur thun ließ, nahm sie Nanettens Arm, um in eifrigem Gespräch mit ihr hinter allen Andern weit zurück zu bleiben.

Vierzehntes Capitel.

Ein paar Stunden später, als man in der Pension mit den Abreisenden noch wohlgemuth beisammen war, folgte in dem Kloster Pater Theophil wie immer dem Abte in seine Zimmer.

Die Jahreszeit war vorgeschritten, die Fenster waren überall geschlossen, die kluge Drossel in dem Bauer ließ sich nicht mehr hören. In dem großen niedrigen Ofen prasselte das Feuer, die Greise konnten am Abend das geheizte Zimmer bereits wohl gebrauchen, und die beiden Cypernkätzchen hatten sich auf dem Teppich so gelagert, daß die Wärme aus der Ofenthüre sie berührte, ohne daß der Strahl des Feuers ihre halbgeschlossenen Augen traf.

Pater Theophil hatte das Schachbrett herbeigeholt, indeß der Abt legte die Hand darauf, ehe Jener

die Figuren heraus nehmen konnte, und sich in den weiten Armstuhl zurücklehnend, sagte er: „Die neue Einrichtung unserer bischöflichen Zimmer ist zur rechten Zeit vollendet worden. Sie nehmen sich reich und stattlich aus. Es ist mir lieb, daß wir dem Grafen Stefano als erstem Gast dieselben jetzt schon bieten können. Auch in diesen Dingen hat man das Ansehen des Klosters zu beachten, die Gemächer für die Fremden müssen gut gehalten sein."

„Hochwürden erwarten also jetzt den Grafen?" fragte Theophil, obschon er von der bevorstehenden Ankunft dieses Gastes durch die Unterbeamten hinlänglich unterrichtet worden war.

„Mein Wagen geht ihm morgen bis an den See entgegen, zur Mittagsmahlzeit wird der Graf hier oben sein!" entgegnete der Abt, „und nach derselben können ihm die Schüler die neustudirte Hymne singen. Benediktus hat sie gut gesetzt und eingeübt."

„Er ist auch sonst zu loben," meinte Pater Theophil, der seit sie allein beisammen waren die schickliche Gelegenheit erwartet hatte, dem Abte die erwünschte Kunde mitzutheilen und seinem Günstling eine Anerkennung zu erwirken. „Benediktus ist zu loben. Seine Mutter hat auf seinen Wunsch und seine Ueber=

redung heute endlich darin eingewilligt, die Verschreibung ihrer liegenden und ihrer sonstigen Habe zu des Klosters Gunsten zu vollziehen!"

Des Abtes Augen leuchteten schnell und flüchtig auf. „Und ist das sicher?" fragte er.

Theophilus entgegnete, daß Benediktus eigens zu ihm gekommen sei, ihm die Mittheilung zu machen, nachdem er denselben ernstlich ermahnt habe, von seiner Mutter die Ausführung dieses frommen Aktes nachdrücklich zu begehren.

„Hat er gesagt, auf welche Weise er die Zusage von ihr erlangt hat?" erkundigte sich der Abt.

Der Pater konnte ihm darüber keine Auskunft geben, er wiederholte aber, daß man den Entschluß nur Benedikt verdanke, und daß dieser, nach einer heutigen Unterredung mit der Mutter ihm gemeldet habe, sie sei bereit, für den Fall ihres Todes die Schenkungsakte wie man sie abzufassen nöthig fände, sofort zu unterschreiben.

„So muß man sie morgen ausfertigen lassen und Sorge dafür tragen, daß Frau Jakobäa nicht schwankend werde in dem guten Vorsatz. Senden Sie mir den Pater Benedikt; ich will selber mit ihm reden, und zwar noch heute und sogleich."

Von dem Spiel war keine Rede mehr, man hatte eben Wichtigeres zu thun.

Theophilus trug das Schachbrett fort und begab sich in den Saal hinunter, in welchem Benedikt die Beschäftigung seiner Klasse überwachte.

In einer Gemeinschaft, in welcher Alles seine Zeit und seine Stunde hat, in welcher die kleinste Abweichung von der festgesetzten Regel als ein außerordentliches Ereigniß Aufsehen macht, blieb natürlich das Erscheinen des greisen Paters in dem Arbeitssaale von keinem der Schüler unbemerkt. Es kam sonst niemals vor, daß man ihn um diese Stunde, die er allabendlich mit dem Abte zuzubringen pflegte, noch auf den Corridoren antraf, und unter den Scholaren hatte man ihn, so lange man sich zu erinnern wußte, nach der Abendmahlzeit nie gesehen. Aller Augen richteten sich daher auf ihn. Es mußte etwas Besonderes geschehen sein, sein Kommen mußte etwas Besonderes zu bedeuten haben! Aber was?

Die Frage ging von Mund zu Munde; Niemand hatte darauf die Antwort. Man sah, daß er mit Pater Benediktus sprach, daß dieser den Arbeitssaal verließ und der Greis den Platz einnahm, an welchem der junge Lehrer bis dahin gesessen hatte. Das war

noch nicht dagewesen. Keiner der Schüler vermochte bei seiner ruhigen Beschäftigung zu bleiben. Ein Meteor, das am Horizonte plötzlich sichtbar geworden wäre, hätte nicht größere Neugier erwecken, nicht mehr und gewagtere Vermuthungen erregen können.

Während dessen begab sich Benediktus nach des Abtes Zimmer. Der Abt hatte dem Laienbruder, der ihm den gewohnten Nachttrunk brachte, die Weisung gegeben, denselben fürerst zurückzustellen. Er ging, sehr wohl mit sich zufrieden, und dadurch auch für Andere gut aufgelegt, in dem Gemache hin und wieder. Der Plan, den er vor fünfundzwanzig Jahren umsichtig entworfen, war endlich dem Gelingen nahe; die Frucht, des Wartens werth, war jetzt endlich reif geworden und man konnte sie zu ernten hoffen.

Als Benediktus ihm gemeldet wurde, ließ der Abt sich in dem großen Sessel nieder. Die Lampe, die auf dem Tische vor ihm brannte, war nach seiner Seite grün verhängt, während sie die andere Seite des Zimmers hell genug beleuchtete.

„Hochwürden haben mich befohlen!" sagte Benedikt sich tief verneigend vor seinem Oberen.

„Ich wünschte Dir mitzutheilen, daß ich die Entschließung Deiner Mutter um ihretwillen segne," ent-

gegnete der Abt, „und daß ich Dein Verhalten billige, sofern Du in Demuth zu derselben mitgewirkt hast. Sie hatte es hoch nöthig, sich abzuwenden von den Gütern, die sie höher schätzte, als ihr Seelenheil, und sie wird ruhiger in ihrem Herzen werden, wenn nicht immer wieder der Zweifel und die Sorge sie beschleichen, was dereinst aus ihrem Nachlaß werden solle. Hat sie Dir angedeutet, wie sie ihre Schenkung machen, und ob sie dieselbe auf ihr Haus und auf ihren liegenden Besitz beschränken wolle, oder sie auch auf ihre übrige bewegliche Habe auszudehnen denke?"

„Sie hat darüber Nichts gesagt," sprach Benedikt, „nur beauftragt hat sie mich, Hochwürden zu ersuchen, daß Sie das Dokument der Schenkung nach Ihrer Einsicht auszufertigen befehlen. Sie wird es unterschreiben, wie man es ihr vorlegt."

„Hat sie Angehörige, die sie zu bedenken, auf die sie Rücksichten zu nehmen wünscht?"

„Hochwürden wissen, daß von mir und meinen Schwestern keine Rede sein kann; und für die sehr entfernten Anverwandten, die uns im Aargau leben, hat sie keine Art von Freundschaft. Sie ist ihnen eher abgeneigt."

„Und weißt Du, was zwischen ihnen steht?"

Benedikt schien zu überlegen, ob er aussprechen solle, was er denke, dann sagte er: „Sie mißtraute ihren gelegentlichen Annäherungen, weil sie meinte, sie trachteten nach ihrem Erbe.“

„Das ist es!“ rief der Abt, „das ist der Sinn, der Alles vergiftet und verpestet in der Welt. Zwischen Blutsverwandte, selbst zwischen Kind und Eltern drängt sich die Habsucht ein, zerfrißt der Geiz wie scharfer Rost die Bande, die sie aneinander ketten! — Du hast ein gutes Werk gethan, mein Sohn, daß Du Deine Mutter dahin bestimmt hast, sich nicht über ihr Grab hinaus um Geld und Gut zu sorgen. Bis zu ihrem Tode bleibe sie Herrin über dieselben wie bisher, und nach ihrem Abscheiden lebt sie dann in Ehren fort in unserm Hause, in dem Hause, dessen Angehöriger Du geworden bist. Es soll geschehen, wie sie es begehrt. Du selbst kannst ihr die Gewährung ihres Wunsches morgen in der Frühe melden.“

Benedikt wollte nach erhaltenem Befehle sich entfernen. Der Abt gebot ihm zu verweilen. „Pater Theophilus,“ sprach er, „hat mir berichtet, daß Deine Gesundheit nicht die beste ist; und wenn der Schein des Lichtes mich nicht täuscht, so siehst Du angegriffen aus.“

Der Jüngling wollte sagen, daß es mit ihm Nichts auf sich habe, aber der Abt kam ihm zuvor. „Ich frage Dich nicht," sagte er, „woran Du krankst, es ist das die Sache des Pater Medikus, und es ist Dir Pflicht, die nöthige Sorgfalt zu verwenden auf den Leib, mit dem Dich zu bekleiden es dem Herrn gefallen hat. Auch kann's bisweilen Jedem von uns heilsam und geboten sein, den Körper durch Kasteiung daran zu verhindern, daß er den Geist darnieder halte. Ist das Dein Fall, mein Sohn, so laß es ihn empfinden, daß Du Deines Fleisches Herr und Meister bist; und Der, der es ausgesprochen: ‚Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!' wird mit Dir sein! — Indessen," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „Du hast zum Oefteren das Verlangen kund gegeben, die Welt jenseits der Berge kennen zu lernen, und uns hier oben ist die rauhe Jahreszeit nicht fern. Es wird zu überlegen sein, was für Dich frommt. — Man könnte Dich vielleicht gen Süden gehen lassen! — Ich will es mit Pater Theophil bedenken, sobald wir Deiner Mutter in ihrem Vorhaben den nöthigen Rath ertheilt, und angeordnet haben werden, was sie wünscht. Und somit geh zur Ruh! Gott sei mit Dir!"

Er ertheilte ihm den Segen, Benedikt küßte seine Hand und ging hinaus.

Der Abt läutete, man brachte ihm den Schlaftrunk; dann ließ er noch einmal den Pater Theophilus rufen, und sie blieben lang über die sonst von ihnen eingehaltene Zeit beisammen. Der Abt setzte mit eigener Hand den Entwurf der Schenkungsakte auf. War sie nur erst vollzogen, so konnte man später Benediktus zu seiner inneren Herstellung, falls es sich zweckentsprechend zeigen würde, für einige Zeit in ein anderes Kloster, oder auf einen andern Posten senden; denn der Hauptsache war man dann versichert.

Fünfzehntes Capitel.

Die beiden Greise hatten eine ruhige und gute Nacht; Jakobäa aber saß auf ihrem Lager und sah zu, wie der Mondschein, durch die Fenster fallend, erst diesen und dann jenen Balken des Getäfels in ihrer Kammer mit seinem zitternden und schwankenden Lichte streifte und erhellte. Sie kannte jeden Nagel und jede Maser in dem alten Holze. Als Kind schon hatte sie darauf geachtet, und wunderliche Gebilde darin gesehen, bald thierische, bald menschliche Gestaltung. Maria Josepha hatte das Alles zimmern lassen „für sich und ihre Nachkommenschaft". Es hielt und stand noch Alles, und konnte stehen und halten noch wer weiß wie lange! — Aber von der Nachkommenschaft war sie die Letzte, die dies Haus bewohnte.

Heute noch war es ihr eigen, war sie unumschränkter Herr darüber, morgen schon vielleicht nicht

mehr! und Niemand trug daran die Schuld als jene Fremde, die ihr und ihrem Sohne zum Fluche in das Thal gekommen war. Ihr Zorn, ihr Grimm regten ihr das Blut auf. Sie konnte nicht rasten auf dem Bette, sie erhob sich, zündete ein Licht an und öffnete das Fenster.

Dies Haus, ihr Haus, das sollte sie verschreiben an die Mönche! — Sie hatte den ganzen Tag nichts Anderes gedacht, die Vorstellung war ihr heut geläufiger geworden als vordem; was aber würde aus der Bettsponde, in welcher die Besitzerinnen dieses Hauses gelegen hatten, Eine nach der Andern seit zweihundert Jahren? — Was aus der alten Truhe, die in der Stube in derselben Ecke stand, seit Maria Josepha das Haus neu aufgerichtet hatte? — Was aus dem Schrank, an dessen Thüren die alten Knappen mit den langen Degen ihren Leinwandschatz bewachten?

Sie ging aus ihrer Kammer in die Stube und schloß die Thüre ihres Schrankes auf. Die Bretter lagen voll bis an die Ränder! Für Kind und Kindeskind war hier aufgesammelt — und das Alles sollte jetzt nur für das Kloster gesponnen und gewoben sein. Alles für die Mönche, die nicht gearbeitet und nicht

gesammelt hatten wie die Frauen dieses Hauses! Für die Mönche, die gelebt hatten ohne Müh' und Sorgen wie die Lilien auf dem Felde, und die nun sollten gekleidet und genährt werden mit dem Habe, das fleißige Hände, das auch ihre Hände hier geschaffen hatten, Jahr auf Jahr in rastlos eifrigem Bemühen.

Sie mochte gar nicht daran denken, sie mochte die Sachen nicht mehr sehen, und schob die Riegel der schweren Thüren wieder zu.

Draußen war Alles still, im Hause regte sich auch Nichts, nur der Holzwurm tickte um die Wette mit der alten Uhr; und wenn diese Uhr ihr einst die Todesstunde schlug, dann kamen sie aus dem Kloster guten Muths herbei, ihr die letzte Ehre anzuthun, ihr die Exequien zu singen — und trugen was ihnen beliebte, mit geschäftigen Händen aus den Schränken fort, und setzten einen Meier in Maria Josephens Haus hinein, es zu verwalten zu des Klosters Bestem, wie auch sie es von dem nächsten Tage ab nur noch verwalten sollte für dasselbe.

Stück für Stück besah sie von Allem, was heute noch ihr eigen war. Kein Schub, den sie nicht aufzog, kein Löffel und kein Glas, an dem ihr Herz nicht

hing, und das ihr nicht einen Seufzer auspreßte. Sie hätte Nichts mehr sehen mögen und konnte doch nicht davon lassen. Sie kam sich wie ein irrer Geist vor, der seiner nicht mehr Meister ist.

„Sie werden wohl beten müssen, damit ich Ruhe finde in dem Grabe und nicht umgehen muß allnächtlich hier in diesem Hause!“ sagte sie zu sich selber, und ein Schauder flog ihr durch die Glieder, wie sie diese Worte vor ihrem Ohr erklingen hörte. Sie war des Denkens und des Lebens müde. Sie setzte sich vor ihrem Bette nieder, denn es kam ihr nicht mehr wie das ihre vor; und den Kopf gelehnt an seine hochgethürmten Kissen, schlief sie eine Weile, bis das Grauen des Tages sie erweckte, bis im Kloster zur Frühmette geläutet ward, und sie hinabging in die Kirche.

Einige Stunden später, als die Verwandten der Baronin das Thal verlassen hatten, ging auch die Wirthin der Pension hinüber in das Kloster. Die Büchse, welche sie gleich bei Eröffnung der Kuranstalt in ihrem Hause für die Armen aufgestellt, hatte durch die Abreisenden reiche Spenden erhalten. Sie faßte sich schwer an, das Geld, das man hinein that, fiel und klang nicht mehr; und da es für das Armen und das Waisenhaus bestimmt war, wußte die Wirthin sich

etwas damit, die erste Sammlung schon jetzt dem Zahlmeister des Klosters abliefern zu können.

Der Doktor, der das Mißtrauen der Klosterherren kannte, hatte ihr vorsichtig gerathen, sich für die Sammlung eine von dem Zahlmeister verschlossene Büchse geben zu lassen, und da man sie nun öffnete und sich ihr Inhalt beträchtlicher erwies, als man es erwartet hatte, ward der Ueberbringerin ein sehr freundlicher Empfang zu Theil. Der Zahlmeister rühmte den christlichen und barmherzigen Sinn, den die Frauen dieses Thales von jeher bis auf diesen Tag bewiesen hätten und ihre Anhänglichkeit an das Stift, dem allerdings die Gemeinde ihr Aufkommen und ihr Gedeihen verdanke. Er sprach das, wie man desgleichen in solchen Fällen im Kloster und von der Kanzel stets zu sagen pflegte; es klang der Wirthin jedoch, als hätte es heute noch eine besondere Meinung, und daß des Paters kleine scharfe Augen allein über den Inhalt der Armenbüchse sogar freundlich glänzten, kam ihr nicht wahrscheinlich vor. Sie mochte jedoch nicht gerade fragen und er sagte weiter Nichts.

Draußen auf dem Hofe vor den Wirthschaftsgebäuden, als sie die erhaltene Quittung in den Lederbeutel steckte, den sie immer in der Tasche trug, sah

sie Jakobäa aus der Klosterthüre herauskommen. Sie trafen sich selten einmal, denn die Wirthin hatte vornehmlich in der Sommerszeit immer viel zu schaffen, und Jakobäa ging erst recht nicht mehr von ihrem Hause fort, wenn es nicht zur Kirche war.

„Was hast Du hier zu thun?“ fragte die Wirthin.

Jakobäa hob die Augen kaum zu ihr empor. „Jetzt Nichts mehr!“ sagte sie und ihre Stimme klang dabei so sonderbar, daß die Wirthin meinte, es sei ihr schlecht geworden. „Ich habe überhaupt Nichts mehr zu thun!“

„Setz Dich nieder!“ sagte die Wirthin.

„Ja dorten!“ antwortete ihr die Andere und ging ihr durch den Hof voran, bis zu dem Gottesacker, der an die Kirche stieß.

Hart an der Mauer hatten die Anschafft's ihr Erbbegräbniß. Jakobäa trug den Schlüssel immer an dem Bund am Gürtel mit ihren andern Schlüsseln. Wie sie an das Gitter kam, schloß sie die Thüre auf. Die Wirthin glaubte, es habe irgend einen Streit gegeben um den Platz, oder es sei an den Gräbern von Muthwilligen gefrevelt worden; aber Jakobäa sah sich gar nicht danach um, sondern setzte sich auf ihres Vaters Grabhügel und starrte vor sich nieder

während sie die gefalteten Hände zwischen ihren Knieen hielt.

Der Wirthin wurde Angst dabei. „Sage mir nur, was Du hast?“ ermahnte sie.

„Das ist Alles, was mir bleibt! Und danach werden sie wohl kein Verlangen haben!“ sprach Jakobäa vor sich hin.

Die Wirthin verstand die Meinung nicht und wiederholte ihre Frage. Da richtete Jakobäa ihr Gesicht empor und sagte: „Im Grunde ist das Alles Euer Werk, Deines und des Doktors!“

Die Wirthin meinte, sie rede irre und wie sie es versuchte, ihr beizukommen, brach Jakobäa davon ab, bis sie nach einer Weile wieder zu reden anfing: „Sieh mich an!“ sagte sie, „So sieht Einer aus, der auf der Welt Nichts mehr sein eigen nennt, als diese Gräber hier, und auf dessen Tod sie warten. Ich hab' mein Haus und Hof, mein Hab und Gut auf meinen Tod verschrieben an das Kloster! Ich hab jetzt keine Heimath mehr!“

Die Wirthin that einen Ausruf des Erschreckens und des Mitleids, aber man hatte eigentlich in dem Thale diese Möglichkeit schon lang vorausgesehen, und weil es ihr darauf ankam, die Zusammengebrochene

aufzurichten, sagte sie zu Jakobäa tröstend: „So lange Du lebst, bleibt es ja Dein! und wem wolltest Du's auch geben, da Deine Kinder Alle geistlich sind."

Jakobäa wiegte gedankenvoll den Kopf. „Laß es gut sein!" sprach sie, indem sie aufstand. „Mit dem Trost kommst Du mir nicht auf den Grund. Wer im Glück sitzt, sieht in's fremde Unglück nicht hinein! Es ist auch einerlei!"

Die Wirthin wußte mit ihr Nichts zu machen, sie gingen schweigend neben einander her, bis Jakobäa mit einem Male sagte: „Und daß ich es noch um seinetwillen thun mußte, daß ich es gethan, um ihm wenigstens doch eine Freude auf der Welt zu machen, daß er es so verlangt hat um seiner Seelen Seligkeit! — Er hat still dabeigestanden, als ich es verschrieben und fortgegeben habe, was unser gewesen ist, seit Menschengedenken. Mir hat die Hand gezittert und ich habe nicht gesehen, was ich schrieb. In seinem Gesicht da hat sich Nichts geregt. Aber freilich! er hat's auch nicht besessen, und hat jetzt nicht hinaufzukommen in das Haus, wie ich, unter meine Knechte und Mägde, selber nur noch des Klosters Knecht und Magd, das erntet, wo ich säe und schaffe."

Sie blieb jedem Zuspruch unzugänglich. Es half

nicht, daß die Freundin ihr wiederholte, sie könne doch noch Freude haben an den Töchtern und besonders an dem Sohne.

„Freude? Ich!“ — fiel Jakobäa ein. „Woran? An wem? Ich habe Nichts und Niemand mehr! Keine Erben, und zu vererben auch Nichts? — Mich ficht jetzt Nichts mehr an; ich bin zu End' mit Freud' und Leid!“

Es graute der Wirthin, da Jakobäa also sprach; indeß wie dieselbe nun einmal war, ließ sich Nichts weiter mit ihr machen. Sie hatten auch Beide nicht die Zeit, noch länger zu verweilen und gingen von einander.

Als die Wirthin nach Hause kam, saß Viktorine in dem kleinen Garten in der Laube, und der Doktor, der seine Krankenbesuche abgemacht hatte, war auch herangetreten.

Viktorine sprach mit ihm davon, ob ihre Anverwandten wohl schon den Paß nach dem andern Thale überschritten haben würden und sagte: „Wir Menschen sind doch wunderlich geartet, und eigentlich, wie ich glaube, gar nicht für die Geselligkeit geschaffen, obschon man uns das glauben machen möchte. Ich hatte wirklich mein Vergnügen an der Anwesenheit der

Tante und ihrer Familie, ich freute mich jeden Tag, daß Nanette mit uns war; nun sie aber wieder fort sind, finde ich, daß das Alleinsein unbeschreiblich süß ist; und ich kann sagen, ich habe einen köstlichen Morgen hier in der Stille zugebracht."

„Da sind Sie besser daran gewesen als ich," bemerkte die Wirthin, „denn ich habe eine Begegnung gehabt, die mir in der Seele wehe gethan hat."

Viktorine wollte wissen, was es gewesen sei und die Wirthin hatte keinen Grund, mit ihrer Neuigkeit hinter dem Berge zu halten. Sie erzählte in aller Ausführlichkeit, was heute geschehen war.

„Und heute, sagen Sie," rief Viktorine, „hat Frau Jakobäa die Schenkungsurkunde vollzogen? Und sie hat behauptet, sie habe sich auf ihres Sohnes Wunsch dazu entschlossen? Das versteh' ich nicht."

Der Doktor fragte, ob sie denn Jakobäa näher kenne und sie neuerdings gesprochen habe?

„Ach, freilich kenne ich sie näher; sehr genau! Und ich habe sie noch gestern in der Frühe gesprochen! Ich war mit der Cousine bei ihr, und noch gestern hegte und äußerte sie Plane, die mit ihrem heutigen Entschlusse in gradem Widerspruche stehen! — Pater Benediktus war allerdings nach mir bei seiner

Mutter, um, wie er sagte, Geschäfte mit ihr abzuhandeln."

Der Doktor und seine Mutter waren ganz verwundert. Viktorine hatte niemals kund gegeben, daß sie Jakobäa und den jungen Pater zum Oefteren gesehen habe, sie näher kenne; aber sie zeigte sich jetzt plötzlich mit den Verhältnissen und Seelenzuständen der Mutter und des Sohnes so vertraut, und zugleich so betroffen über das, was die Wirthin eben gemeldet hatte, daß es den Beiden auffallend erscheinen mußte.

„Es ist auf diese Art von Leuten doch gar kein wirklicher Verlaß!" sagte sie mit Unmuth und Geringschätzung, und ging davon und in das Haus.

Der Blick, mit welchem ihr der Doktor folgte, war Nichts weniger als freundlich. „Was sie nur haben mag?" fragte die Wirthin.

„Was sie hat? Ohne Zweifel irgend eine Teufelei, die sie da oben angerichtet hat!" entgegnete der Doktor. „Ich kenne das, wenn sie sich mit einer ihrer tiefsinnigen Sentenzen aus dem Staube macht. Das thut sie regelmäßig, wenn ihr Etwas nicht gelegen kommt und sie's verbergen will."

„Und dazu Jakobäa," sprach die Wirthin, „die mir bitter vorwarf, Du und ich, wir Beide trügen

eigentlich die Schuld an ihrem Unglück. Ich fragte nicht einmal, was sie sich dabei dachte, denn sie war zu sehr zerschlagen."

Der Doktor horchte auf. Es schien ihm eine Erklärung aufzudämmern, aber er sprach nicht aus, was er besorgte. „Frage auch nicht danach, laß es auf sich beruhen, Mutter!" sagte er. „Es ist in jedem Falle gut, nicht viel davon zu reden!"

Sechszehntes Capitel.

Viktorine ließ sich den ganzen Vor- und Nachmittag nicht sehen. Sie speiste freilich immer mit der Baronin allein in ihren Zimmern, aber sie hatte, seit die Pension mehr Gäste und unter diesen eine Anzahl junger und angenehmer Männer beherbergte, sich meist um die Kaffeestunde unter der neugebauten Veranda der allgemeinen Gesellschaft angeschlossen — heute blieb sie aus.

Sie machte sich nicht gern mit Anderen zu thun, wenn sie nicht mit sich im Gleichgewichte, nicht die Heiterkeit strahlende Viktorine war, und sie war immer mit sich unzufrieden, wenn es ihr nicht gelungen war, ihre Einfälle und ihren Willen durchzusetzen. Solchen Zustand hielt sie jedoch nie lange aus, sie suchte rasch und fand gar leicht die Mittel, ihn zu beenden und sich

mit sich selber auszusöhnen. Sie kam auch heute bald damit zurecht.

Was war denn Unvorhergesehenes geschehen? fragte sie sich selbst. Sie hatte sich geirrt in einem Falle, in welchem sich getäuscht zu haben schön war; sie war besiegt worden in einem Kampfe, dem kleine und beschränkte Seelen nie zum Opfer werden, weil sie nicht daran denken können, ihn jemals einzugehen; und sie hatte eine Erfahrung gemacht, die ihr nicht verloren sein sollte: sie hatte die hohe Bedeutung der kirchlichen Tradition für alle diejenigen Menschen kennen lernen, die nicht durch eine freie philosophische Bildung, wie sie und ihr Vater sie besassen, sich auf sich selbst zu stützen, in sich selbst zu beruhen, und aus eigner Machtvollkommenheit mit den Dingen und mit den Erlebnissen fertig zu werden verstehen.

Wenn Jakobäa, trotz der Aussichten, die sie ihr eröffnet hatte, sich denselben nicht zuzuwenden wagte; wenn weder seine Liebesleidenschaft, noch die Begeisterung für die Kunst den jungen Mönch bewegen konnten, sich zu befreien; was bewies das Anderes, als daß er und seine Mutter mit Zuversicht die Seligkeit erwarteten, welche sie im Jenseits für ihr irdisches Entsagen schadlos halten sollte! Daß sie zu dieser

Erkenntniß gekommen war, ehe Benediktus einen entscheidenden Schritt gethan hatte, das war ein Glück zu nennen. Es wäre immer, so sagte sie es sich, bei so gearteten Naturen schwer zu verbürgen geblieben, ob sie in der Welt, in welche sie bereit gewesen war dieselben einzuführen, sich festsetzen, sich heimisch machen und Ersatz finden würden für die verhältnißmäßige Zufriedenheit und für das Glück, die sie bisher besessen, und die ihnen in gleicher Weise nicht zuzusichern gewesen sein würden, falls sie sich entschlossen hätten ihr nachzufolgen. Dies Alles und noch manches Andere, was Viktorine sich nicht vorgehalten hatte, als sie mit ihren phantastischen Planen Jakobäa und Benediktus aus ihrer mühsam errungenen Ruhe aufgerüttelt hatte, das setzte sie sich jetzt mit großer Klarheit auseinander, da ihr daran gelegen war, sich über eine peinliche Erinnerung und eine unheimliche Sorge fortzuhelfen. Sie konnte, wie es ihr Bedürfniß war, hell sehen oder sich verblenden, je nach dem!

Zufrieden, das konnte sich Viktorine nicht verbergen, war freilich Jakobäa nicht, und wie ein Glücklicher hatte gestern Benedikt nicht ausgesehen, als er in der Schlucht von ihr geschieden war. Aber Zufriedenheit und Glück! Wer konnte sich ihrer auch

berühmen? Wer besaß sie, wie er's wünschte? — Sie schlug die heut gemachten Erfahrungen immer höher an.

Sie fing nachgerade an, es für sich selbst als einen Segen zu betrachten, daß sie in dies Thal hinaufgekommen war; sie fühlte sich beinah versucht es wie ihre Mutter eine Schickung der Vorsehung zu nennen. Denn da es ihr beschieden war, als die Gattin des Grafen Stefano künftig sich in den Kreisen zu bewegen, in welchen die Macht der christkatholischen Kirche gipfelt, so war es von hoher Wichtigkeit für sie, daß sie hier in der Einsamkeit einen anderen und tieferen Einblick in das Wesen der Kirche gethan hatte, als jenen, zu welchem ihr bisher in der Gesellschaft und an ihrer Mutter Seite, die Gelegenheit geboten worden war. Sie schämte sich, je mehr sie es bedachte, des frevelhaften Leichtsinnes, mit welchem sie sich über ihre religiösen Ansichten und über die Kirche gegen Pater Theophil geäußert hatte; sie war entschlossen, ihm dies offen zu bekennen, und weil sich's so am Sichersten und Besten thun ließ, kam sie auf den Einfall, am nächsten Morgen ihm zu beichten, was sie bisher zu thun unterlassen hatte. Sie wollte mit diesem öffentlichen Anerkenntniß sich beugen vor jener

Macht, die fest in sich geschlossen, durch ihre meisterhafte Organisation ihr plötzlich der Bewunderung werth erschien, schon deshalb, weil sie immer noch Millionen Menschen stützte, tröstete, beherrschte! — Denn Herrschaft — das war das Einzige, wovor sie wirklich Achtung und Bewunderung hegte; und der Gedanke an die große Macht der Kirche richtete sie auf und hob sie über sich und über den bangen Mißmuth empor, der sie unheimlich befangen hatte.

Das Gaukelspiel des Selbstbetruges war damit wieder einmal von ihr geschickt vollendet worden. Sie athmete wieder befreiten frohen Herzens auf, sie kam sich besser, einsichtiger und reifer vor, als noch vor wenig Stunden. Es gefiel ihr zu denken, daß ein wunderbares Zusammenwirken ungewöhnlicher Verhältnisse sie aufgeklärt, ihre Thorheit umgewandelt habe in Erkenntniß. Wenn sie auch mit den Gläubigen zu glauben nicht vermochte, so hatte sie den Glauben derselben doch anerkennen, ihn als eine Kraft verehren lernen, und das war für sie ein Großes, um ihrer eigenen Zukunft willen.

Sie stand auf, da sie an der Baronin Thüre klopfen hörte. Es war die Stunde, zu welcher dieselbe den Pater Theophil erwartete. Sie verfügte sich

zu ihrer Mutter, um mit Theophil zu sprechen. Sie wollte ihn auf die Sinnesänderung vorbereiten, welche sie erfahren hatte; und ihm ihre Neigung kund thun, morgen oder doch an einem der nächsten Tage sich zur Beichte bei ihm einzustellen.

Die Baronin machte die Bemerkung, Viktorine habe, seit sie die Heimath verlassen, diese heilige Pflicht noch nicht erfüllt; die Tochter entgegnete, sie sei nicht immer fähig, sich zu sammeln; in ihr sei Alles plötzlich, ihr komme das Beste unerwartet, und selbst die Sammlung erfasse ohne all ihr Zuthun meist plötzlich ihr Gemüth. Sie könne sich derselben nicht als ihres Werkes berühmen, sondern habe sie als einen Segen von oben zu empfangen.

Sie war dem Pater neu in dieser Geistesrichtung, er mißtraute also ihren Reden, wenn schon er's ihr nicht kund gab. Sie frage, ob er sie morgen hören wolle? Er entgegnete, zur Uebung seiner Amtspflicht sei er stets bereit, er stehe ihr zu Diensten. Als man eben damit umging, die Stunde für die Beichte festzusetzen, rollte des Abtes Wagen vor dem Hause rasch vorüber.

Der Pater hatte sich nicht umgesehen; Viktorine, welche dem Fenster gegenüber saß, sprang empor:

„Was ist das? — Graf Stefano!“ rief sie — „Welch' eine Ueberraschung!“

Der Graf hatte emporgeblickt, hatte sie gesehen und freudenvoll gegrüßt. Viktorinens Antlitz, die eben so wenig als ihre Mutter von dem Tage seiner Ankunft unterrichtet gewesen war, hatte sich rasch gefärbt; aber sie versuchte es, ihre Aufregung dem Pater zu verbergen.

„Wie reizbar wird man in der Einsamkeit!“ sagte sie. „Sie stählt die Nerven nicht, sie macht sie nur empfindlicher!“

„Deine Hände sind eiskalt!“ bemerkte die Mutter und griff nach ihrem Aetherfläschchen, während sie ihre Genugthuung nicht zu verbergen vermochte. „Gott, was sie für ein Herz hat! Sie fühlt doch Alles tiefer, schöner, als die anderen Menschen!“

Viktorine wies der Mutter Lob wie ihren Beistand ab. „Was werden Sie nur von mir denken, Pater Theophilus?“ fragte sie, und das Lächeln, das auf ihren Zügen lag, gab ihr einen mädchenhaften Liebreiz.

„Nichts, als was Sie morgen mir anvertrauen werden!“ sagte der Greis und wollte sich entfernen.

Viktorine hielt ihn noch zurück. Sie erkundigte sich, ob er den Grafen etwa kenne. Er verneinte es,

sagte aber, er habe gewußt, daß der Herr Abt ihn schon seit längerer Zeit erwartet, und heute gesendet habe, den Gast hinauf zu holen.

Sie war erregter, als er sie je gesehen hatte, es war unverkennbar, daß sie den Grafen auf ihre Weise liebte. Sie konnte sich nicht wie sonst beherrschen und als der Pater schon an der Thüre stand, ging sie ihm nach.

„Verrathen Sie mich nicht!" bat sie. Er sagte, sie könne sich auf seine Verschwiegenheit verlassen. Die Baronin nahm sie in die Arme und küßte sie.

„Du holder Engel!" rief sie, „wie würde es ihn entzücken."

„Und dazu das gottverfluchte Spiel mit Benedikt!" sprach Theophil in seinem Herzen, und hatte seines ganzen christlichen Erbarmens nöthig, nicht voll Abscheu den Stab zu brechen über sie in seinem Herzen.

Siebenzehntes Capitel.

Zwei Stunden später lag Graf Stefano zu Viktorinens Füßen, hing sie an seinem Halse. Es war ein stolzes, ein gar schönes Paar und wie geschaffen für einander.

Das ganze Haus nahm Theil an der Verlobung, die jedoch geheim gehalten werden sollte, bis zu der Ankunft des Barons, dem man sofort davon die Mittheilung gemacht hatte. Der Diener blieb in einem Gehen und Kommen, der Telegraph hatte keine Ruh noch Rast.

Die Baronin schwamm in Wonne. Sie umarmte die Wirthin, sie küßte deren Tochter. Weil der Himmel ihr so gnädig war, wollte sie es ihren Mitmenschen auch nicht an Herablassung und Gnade fehlen lassen. Noch spät am Abend mußte der Diener ein Zettelchen hinüber tragen in das Kloster. Pater Theo=

phil mußte es durch sie selbst erfahren, daß Gott ihr Gebet erhört, ihres Herzens heißesten Wunsch erfüllt habe. Sie hoffte jetzt für ihrer Tochter Seelenheil, so schrieb sie ihm, das Beste, da sie dem skeptischen Einfluß ihres Vaters entzogen und in die Nähe dessen gelangen werde, von dem der irdischen Kirche ihr Licht ausströme. — Und als dann der Diener aus dem Kloster wiederkehrte, theilte sie es noch in aller Eile ihren nächsten jüdischen Anverwandten in der Heimath mit, daß ihre Viktorine sich so eben mit dem römischen Grafen Stefano verlobt habe, der zu den nächsten Nepoten Seiner Heiligkeit gehöre und in der Nobelgarde Obrist sei. — Ihre Cousine hatte sich Etwas darauf eingebildet, daß ihre Tochter schon mit sechszehn Jahren einen adligen Offizier geheirathet hatte! — Viktorine machte jetzt mit ihren neunundzwanzig Jahren eine andere Partie! Wie kleidete es sie, wenn sie italienisch mit dem Grafen sprach! Wie zärtlich war die Tochter heute auch gegen sie, und wie glücklich sah sie aus!

Viktorine fühlte sich auch glücklich! — Vor wenig Stunden noch hatte sie sich gesagt, daß im Grunde Niemand ganz zufrieden, Niemand völlig glücklich sei. Und jetzt bewies der Himmel ihr, wie viel der Freude

und des Glückes er dem Menschenherzen spenden könne; jetzt fand sie es in sich bestätigt, was sie zur Zeit ihres ersten Zusammenkommens mit Pater Theophil von sich behauptet, daß großes, volles Glück, ein Glück, wie sie es sich erträumt, sie rühren, sie in Demuth vor der Gunst des Himmels niederwerfen würde. Ihr Herz war voll von frohem Dank, sie weinte Freudenthränen, als sie ihr Haupt zum Schlafe niederlegte, sie dachte noch über des Schicksals Walten lange nach.

Wie war ihr Loos verschieden von vieler anderen Menschen Loos! Von Benedikts! Von Jakobäa's! — Wer konnte das Weshalb ergründen? Wer sagen, wozu ihr Leiden jenen frommen sollte? Sie beklagte Beide aufrichtig! Sie nahm so vielen Theil an ihnen, und konnte ihnen doch nicht helfen, konnte gar Nichts für sie thun, so wie sie einmal waren! Daß Pater Theophil die Mutter und den Sohn getreu berieth, war ihr ein großer Trost. Sie wollte sich auch über diese Beiden morgen gleich mit ihm besprechen. Die Aussicht, ihm zu beichten, that ihr wohl, und mit dem inbrünstigen Wunsche, daß der Himmel ihre und des Grafen Zukunft segnen und behüten möge, schlief sie

ein. Sie kam sich zum ersten Male recht von Herzen fromm vor.

Früh, als sie zur Beichte ging, stand Graf Stefano am Fenster in dem Zimmer, das er außerhalb der Klausur in den Gastgemächern bewohnte. Sie hatte auf gut römisch einen schwarzen Schleier über ihr Haupt geschlagen, und trug den Strauß, den ihr Stefano mit einem Liebeswort gesendet, in der Hand. Er sah sie kommen und freute sich ihrer Schöne; sie bemerkte ihn auch, aber um der Andacht willen, zu der sie ging, versagte sie sich's, ihm dies zu zeigen.

Es war das Fest von Mariä Geburt, die Kirche war schon voll von Betern, die Arbeit ruhte, die Schüler hatten keinen Unterricht, Benedikt hatte seine Klasse auf einen Morgenspaziergang zu begleiten. Als er mit ihnen aus dem Kloster trat, sah auch er, wie Viktorine in die Kirche ging, und da die Schüler, die sie Alle kannten, sie begrüßten, that er's ebenfalls. Sie dankte dem Gruße, ohne Benedikt besonders anzusehen, und ihr Auge hatte ihm doch stets so hell geleuchtet, war ihm immer so warm in's Herz gedrungen! —

Er sah in die Höhe, die Sonne stand in vollem Glanze an dem herbstlich klaren Himmel, und ihm war's doch dunkel geworden vor den Augen, und hatte ihn fröstelnd überlaufen, als ob ein finsterer Wolkenzug der Erde das Sonnenlicht verbärge.

Auf dem Wege nach dem Wasserfall stieß der Doktor zu Benedikt und den Scholaren. Sie hatten einander seit einer Reihe von Tagen nicht getroffen, und der Doktor sah mit Besorgniß die Veränderung, die mit dem jungen Mönche vorgegangen war, obschon er die Ursache derselben nicht zu suchen brauchte. Trotzdem hielt er es für angemessen, ihn darum zu befragen, und sich zu erkundigen, wie es ihm seither ergangen sei.

„Was ist von unser Einem viel zu sagen!" erwiderte ihm Benedikt. „Meine Erlebnisse lassen sich an den Klassentafeln ablesen, und was von Zeit daneben übrig bleibt, hat auch seine gewiesene Bestimmung!" — Er trug dabei den Kopf gesenkt, ließ die Arme hinter sich herabhängen und hatte die Hände dabei verschränkt. Die Haltung verrieth seine ganze Zerbrochenheit; sein Schweigen war vollends gegen seine sonstige Natur.

Der Doktor meinte es gut mit ihm. Er wollte

ihn zum Sprechen bringen und hielt es auch gerathen, ihm die Verlobung Viktorinens mitzutheilen, ohne daß ein Anderer dabei war.

„Du sagst," hub er an, „Du hättest Nichts erlebt und doch ist gestern, wie ich hörte, etwas sehr Wichtiges geschehen. Deine Mutter hat zu des Klosters Gunsten über ihren Besitz verfügt."

„Ja," versetzte Benedikt, „und es ist gut, daß sie es gethan hat. Sie wird zur Ruhe kommen, nun es also fest steht. Der Mensch schickt sich am besten in das Unabänderliche. Das lernt er begreifen und damit findet er sich ab."

„Und es hat Dich nicht betroffen, nicht geschmerzt?"

„Mich?" fragte Benediktus — „was habe ich mit weltlichem Besitz zu schaffen?" und wieder versank er in sein stilles Brüten. Des Doktors Sorge um ihn steigerte sich dadurch.

Mit einem Male machte sich unter den Schülern eine gewisse Unruhe bemerklich. Der Eine wendete sich zum Andern, sie zischelten, lächelten, drängten sich vorn nach dem Wege, von dem man auf die Klostermatte niedersehen konnte. Benedikt wurde achtsam, rief einem der jüngeren Knaben, der sich unter den

Armen der Anderen hindurch zu bringen suchte, die Weisung zu, davon zu bleiben, da eben hier der Abhang hoch und steil, und nach den letzten Regengüssen die Nagelflüe aufgeweicht, ein Abfall also möglich war. Da der Kleine dem Befehle nicht gleich Folge leistete, ging er, ihn zurück zu halten; aber in demselben Augenblicke trat er selber blaß, wie von einem Schwindel jäh erfaßt, zurück und ergriff des Doktors Arm, den er zusammenpreßte, als müsse sein furchtbares Weh sich einen, wenn auch stummen Ausdruck schaffen.

„Haben Sie's gesehen, Pater Benedikt," rief einer der ältesten Schüler, „dort sitzt das fremde Fräulein mit dem Herrn Grafen! Die müssen wohl ein Paar sein."

Und freilich hatte Benediktus es gesehen. Unten auf der Klostermatte, an derselben Stelle, an welcher er sie zuerst gesprochen, an der Stelle, an der sie ihm in jener Morgenfrühe das Loblied auf Rom gesungen, das er heut zu Ehren ihres Geliebten und Verlobten mit seinen Schülern auszuführen hatte, auf jener Matte, auf welcher er im Sturm der Elemente inne geworden war, daß er sie liebe mit leidenschaftlichem Verlangen, und vor dem Bilde des Gekreuzigten gerungen hatte, das heiße Begehren seines Herzens in

Entsagung erstarren zu machen für immerdar, auf derselben Stelle saß sie, den schönen Leib umschlungen von des Grafen Arm, den Kopf gelehnt an seine Brust, achtlos für Alles um sie her, versunken in ihr Liebesglück!

Er that dem Doktor herzlich leid, und doch war es ihm lieb, daß er in diesem Augenblicke ihm zur Seite stand.

„Dir ist nicht wohl!“ sagte er, auch die Knaben waren achtsam auf ihn geworden.

Benedikt gewann sich mit Gewalt ein Lächeln ab. „Es ist Nichts, gar Nichts,“ versetzte er, „ein leichter Schwindel, wie ich ihn zum Oefteren verspürte; es ist auch schon vorüber.“

Die Schüler beruhigten sich damit; der Doktor konnte sich nicht entschließen, ihn sich selbst zu überlassen, denn wie Benedikt sich auch zwang, ihm ruhig zu erscheinen, sah Jener doch die Tropfen auf des Freundes blasser Stirn, und hörte an dem gepreßten Ton seiner Sprache die Aufregung, in welcher er sich befand.

Offen zu dem jungen Mönch zu reden, hielt er für ungerathen, ja für unzulässig. Er wollte nur bei ihm bleiben, bis er ruhiger geworden war, und um

sich nicht den Schein zu geben, als ob er ihn zu überwachen denke, sagte er mit möglichster Sorglosigkeit: „Ich glaube, sie werden jetzt sammt und sonders bald von dannen gehen. Sie erwarten nur noch den Baron, um die Verlobung, weil sich das sehr vornehm ausnimmt, hier aus dem Hochgebirge zu publiziren, und dann verlassen sie das Thal. Es war übrigens, wie ich durch meine Mutter weiß, eine abgekartete Geschichte!"

Der Doktor hatte die letztere Bemerkung in der bestimmten Absicht gemacht, dem Freunde damit einen neuen und ihn enttäuschenden Einblick in Viktorinens Charakter zu gewähren, gegen welche er selber eine wahrhafte Erbitterung hegte; aber Benedikt schien ihn nicht zu verstehen, denn er fragte, was abgekartet sei?

„Die Heirath des Grafen Stefano mit Viktorine. Die Baronin hat meiner Mutter schon vor Wochen davon gesprochen, sich um eine Wohnung für ihn umgethan; nur Tag und Stunde seiner Ankunft haben sie, wie ich vermuthe, nicht gewußt."

Benedikt ließ das Alles auf sich beruhen. „Erinnerst Du Dich unserer Unterredung bald nach Deiner Heimkehr?" fragte er dann nach langem Schweigen.

„Du denkst jenes Gespräches über die Grenzen der freien Selbstbestimmung?“ erkundigte sich der Doktor, „wie kommst Du eben jetzt darauf zurück?“

„Das würde zu weitläufig und auch schwer zu erklären sein!“ entgegnete Benedikt, den es gereuen mochte, dies Thema wieder angeregt zu haben.

Der Doktor meinte, Benediktus grübele zu viel, er habe mehr Bewegung, habe körperliche Anstrengung und auch Zerstreuung nöthig. Es stecke nun doch einmal ein gut Theil Landsknechtsblut in ihm, das verarbeitet werden wolle.

Benedikt sagte, das könne wohl so sein. Er habe wirklich ein melancholisches Gemüth bekommen und man scheine das im Kloster ebenfalls zu glauben, denn der Herr Abt habe ihm davon gesprochen, ihn fortzuschicken.

„Bravo!“ rief der Doktor, „das ist Dir auch das Rechte. Wohin wirst Du gehen?“

„Das Ob und Wohin ist des Herrn Abtes Sache! Ich habe danach nicht zu fragen, bis er mir's verkündet und befiehlt.“

„Ein Bischen nachhelfen und befördern, einflüstern und anregen kann man doch trotz alledem!“ scherzte der Doktor.

„Ja gewiß!“ sagte Benedikt, „wenn man wie Du, sich zutraut, freier Wahl und freier Selbstbestimmung zu genießen, wenn man sich nicht unter dem unabänderlichen Rathschluß seines Schöpfers fühlt und weiß! — Wir können Nichts suchen und Nichts fördern, Nichts thun und Nichts erleiden, als was uns vorbestimmt ist. Das ist unser Trost und unser Bann, unsere Ohnmacht und doch wieder unsere Kraft und Stärke.“

Es war das ein Gebiet, auf welches hin der Doktor sich mit ihm einzulassen nicht geneigt war, um so weniger, als er dachte, daß Benedikt in diesem Glauben an die Vorsehung, wie er ihn eben ausgesprochen hatte, die ihm nöthige Hülfe besitze; und er nahm sich vor, den Pater Theophil, der fast täglich in das Haus zu der Baronin kam, gelegentlich darauf hinzuweisen, daß er Benediktus sehr verändert, daß er ihn schwermüthig geworden finde, und daß man, nach seiner ärztlichen Meinung, gut thun würde, ihn in die Ebene, oder besser noch bis an das Meer zu schicken, damit sein Blick einmal für lange einen freien Spielraum, sein Geist ganz neue Bilder in sich aufzunehmen habe. Er sprach dem Freunde diese Absicht

aus, der dankte ihm dafür, und sagte, wenn es ihm so beschieden sei, so werde man des Doktors Rathschlag ja wohl hören, doch meine er, es werde nicht von Nöthen sein.

Achtzehntes Capitel.

Der Baron war angekommen, die Verlobung erklärt worden, der Graf hatte die Erlaubniß erbeten und erhalten, seine Braut dem Herrn Abte vorzustellen. Aus Rom waren die telegraphischen Glückwünsche der vornehmen Verwandten für das neue Brautpaar angelangt. Der Abt hatte den künftigen Schwiegervater des Grafen, da dieser Letztere sein Gast und Tischgenosse war, zu einem Frühstück eingeladen, und da er selbst sich einer großen Geschäftskenntniß berühmen durfte, hatte er Wohlgefallen an der raschen Uebersicht des vielerfahrenen Finanzmannes gefunden.

Die Zuvorkommenheit des Prälaten war dem Baron, wie sehr er sich auch den Anschein gab, derlei nur leicht zu nehmen und in der Ordnung zu finden, doch sehr schmeichelhaft gewesen; und da er bei der

Kürze der Zeit, welche man in dem Thale noch zu weilen hatte, seinen Grundsatz doppelt zweckmäßig erachtete, daß man gleich und unumwunden thun müsse, was man Gutes zu thun entschlossen sei, hatte er denn auch nicht gezögert, dem Abte seine Meinung kund zu geben.

Als man nach der eingenommenen Mahlzeit in den schattigen, im altfranzösischen Geschmack geschnittenen Laubgängen des Klostergartens langsam auf und nieder ging, die Verdauung vorschriftsmäßig zu befördern, sagte er, er habe dem hochwürdigen Herrn eine Frage vorzulegen.

„Hochwürden werden es vielleicht wissen, daß es ihm, Gott sei Dank, im Leben wohl gegangen sei, daß seiner redlichen Arbeit der Erfolg nicht gefehlt habe. Dazu habe er nur die eine Tochter „und," setzte er hinzu: „Hochwürden können das vielleicht als eine Eitelkeit erachten und als solche tadeln, aber der Mensch hat nun einmal das Verlangen — und ich habe es auch," — schaltete er lächelnd ein, „nicht vergessen zu werden. Ich liebe es, wenn man an den Orten, an welchen ich mich mit den Meinigen aufgehalten habe, unserer gedenkt — im Guten denkt, versteht sich."

Der Abt, zu dessen vornehmen Eigenschaften die Geduld gehörte, mit welcher er Andere reden zu lassen und ihnen zuzuhören vermochte, nannte dies ein sehr erklärliches und auch berechtigtes Verlangen.

„Das freut mich, Hochwürden! Auf mein Wort! Das freut mich!“ rief der Baron, „und da Sie mich darin so gut verstanden haben, werden Sie es auch begreifen, daß man seinen Namen doch nicht an etwas Unzweckmäßiges knüpfen, seine Hülfe nicht unnütz geleistet haben will. Seien Sie also offen mit mir, Hochwürden! Erzeigen Sie mir die Ehre und geniren Sie sich gar nicht. — Meine Frau hat hier, Gott sei Lob und Dank! ihre Gesundheit so gut hergestellt, daß sie fast wie vor zwanzig Jahren aussieht; meine Tochter hat sich hier verlobt, ganz wie wir es uns für unser einzig Kind gewünscht haben. — Offenherzig also, Hochwürden! — Was könnte man hier in dem Thale Gutes stiften oder thun? — Offenherzig! Meine Frau ist dies ja schon dem Pater Theophilus schuldig, für alle die Zeit und Sorgfalt, die er ihr mit der Bewilligung von Hochwürden zu ihrer Erbauung zugewendet hat.“

Der Abt ließ dem Baron die Zeit, sich von seiner Beflissenheit ein wenig zu erholen; dann sagte

er, daß es ihn immer freue, wenn er bei Weltleuten, bei Geschäftsmännern und namentlich bei Neubekehrten — diese Erinnerung ihm zu ersparen, fand der Abt nicht nöthig — auf die Erkenntniß stoße, daß man in Bezug auf seine guten Werke wohl thue, sich mit der Kirche zu berathen, welche die Bedürfnisse der Gemeinde natürlich besser als jeder Andere kennen müsse. So lange das Kloster die Herrschaft gehabt, habe es im Thale auch für das Nothwendige einstehen und sorgen können; seit ihm dieselbe entzogen und die Einkünfte der Brüderschaft so beträchtlich geschmälert worden, während das Thal auch nicht zu den reichen des Landes gehöre, habe man es dankbar zu erkennen, wenn von wohlmeinenden Gläubigen — das Wort war die Entgeltung für die vorhergegangene Mahnung — der Kirche die Mittel geboten würden, die Kinder der Gemeinde schon früh in ihre Obhut zu nehmen, um sie von Anfang an auf den rechten Weg zu führen. Es fehle in dem Thale an einem Schulhause, und natürlich auch an den Mitteln, ein solches zu errichten. Wolle der Baron dieselben in seine Hände legen, so hoffe der Abt, wenn Frau von Landesheimer im nächsten Jahre, wie sie die Absicht ausgesprochen habe, ihre Luftkur zu wiederholen komme, in ihrem Beisein

die neue Schule schon eröffnen zu können; denn der Platz und der Plan zu einer solchen seien bereits vorhanden und entworfen, wennschon man an die Ausführung noch nicht habe denken können.

Da man über die Hauptsache sich in der Art verständigt hatte, machte das Uebereinkommen über die zu dem Schulbau erforderliche Summe noch weit weniger Schwierigkeiten. Der Baron, der es beständig mit großen Unternehmungen zu thun hatte, war mit Beträgen, die daneben nur unbedeutend erschienen, zu kargen nicht geneigt; und nur die Andeutung erlaubte er sich, daß es seiner Frau, bei ihrem Gemüthe, wie er glaube, sehr wohl thun würde, wenn man bei der Gründung des Schulhauses ihrer Dankbarkeit für die Herstellung gedenken würde, die ihre Gesundheit hier gefunden habe.

Der Abt kam ihm auch hierin mit feinem Verständniß auf halbem Wege entgegen. Er sagte, die Jugend des Thales zur Erkenntlichkeit zu gewöhnen, und spätere Kurgäste zum Dank für gewonnene Stärkung zu ermuntern, solle eine Tafel über des künftigen Schulhauses Eingang der Gründer Angedenken wach erhalten.

Herr von Landesheimer meinte, das sei weit mehr

als er beansprucht habe, es werde das bescheidene Gemüth der Baronin, wie er fürchte, fast beschämen; Hochwürden würden aber freilich wissen, was mit einer solchen Gedenktafel zu erreichen sei; und nicht allein Hochwürden, sondern auch der Baron wußte es sehr wohl, was mit der öffentlichen Lobpreisung dieser Wohlthat von Seiten des umsichtigen Prälaten für die Nachfolge künftiger Kurgäste beabsichtigt und gemeint war.

Man war von beiden Theilen mit einander sehr zufrieden. Die Familie von Landesheimer beschloß am nächstfolgenden Tage in Begleitung des Grafen nach Deutschland zurückzukehren. Der Baron, der das, was ihm oblag, immer bald aus dem Kopfe zu haben wünschte, war der Meinung, daß die Hochzeit noch im Verlauf des Jahres gefeiert werden solle, und die Leidenschaft des Grafen war damit mehr als einverstanden. Viktorine ihrer Seits verlangte es nicht besser, als schon in diesem Winter in der römischen Gesellschaft zu erscheinen, und die Baronin hatte vor lauter Besprechungen mit den Ihren, mit Pater Theophil, mit dem Doktor und mit der Wirthin, gar keine Zeit zu irgend einem zusammenhängenden Gedanken. Sie schrieb Briefe, telegraphirte, und hatte alle Hände

voll zu thun, weil man noch den Gästen der Pension ein kleines Abschiedsfest zu geben wünschte, welchem es denn doch anzumerken sein sollte, daß es die Baronin von Landesheimer war, die es veranstaltete.

Viktorine kam durch alle diese Zwischenfälle wenig zu sich selbst. Der Graf, die Eltern, nahmen sie völlig in Beschlag, nicht einmal zum Besuch der Abend-Andacht konnte sie es bringen, obschon sie eine Art von Sehnsucht hatte, Benedikt, ehe sie fortging, zum letzten Mal zu hören. Der Graf scherzte über diesen Wunsch. Er meinte, man werde ja in der Peterskirche bald ganz andere Musik genießen. Den Baron langweilten alle Andachten ein für allemal, sie wollten Beide einen Ausflug nach einer der Fernsichten unternehmen, und es verstand sich, daß die Braut den Bräutigam begleitete.

Am andern Morgen, als sie eben das Packen ihrer Mappen und ihrer Bücher überwachte, schoß Viktorine der Gedanke durch den Kopf, noch ein Mal Jakobäa zu besuchen. Ein paar Kinder, denen sie häufig Blumen abgekauft, ein Bildschnitzer, den sie viel beschäftigt, kamen dazwischen ihr kleine Abschiedsgeschenke darzubringen. Damit ging viel Zeit verloren und wenn sie sich es recht bedachte, so hatte sie Jako-

bäen nach dem Entschluß, den dieselbe gefaßt, jetzt auch Nichts mehr zu sagen. Die Angelegenheit war abgethan, die Unterredung konnte Beiden nicht erquicklich sein; es war am Ende das Geschickteste und Beste, ihr ein schriftliches Lebewohl mit irgend einem Andenken zu hinterlassen. Sie stellte ihre Portraitkarte und ein kleines Weihwassergefäß von hübscher Arbeit, dessen sich Benedikt bedienen konnte, wenn er es wollte, für den Zweck zurecht. Das Bildniß des jungen Mönches, das sie aus dem Gedächtniß skizzirt und das sehr ähnlich war, that sie in ihr Album, um es zur Erinnerung an das romantische Abenteuer mit sich zu nehmen.

Der Tag ging hin, man wußte nicht, wo er geblieben war. Da — als man in dem Saale schon die Tafel zu dem Abendessen rüstete, gab sich mit einem Male eine Unruhe unter den Wirthsleuten und unter der Dienerschaft kund. Auch auf der Straße traten die Leute zusammen. Ein paar der bewährtesten Führer standen mit Pater Theophil und zweien von den erwachsenen Scholaren bei einander. Der und Jener kam hinzu. Die Scholaren sprachen und gestikulirten mit großer Lebhaftigkeit. Sie zeigten nach der Teufelswand hinauf, sie schienen die Haupt=

personen des Ereignisses zu sein, und wenn man sie gehört hatte, ging man mit einem Kopfschütteln von dannen.

Die Unruhe verbreitete sich von den Eingebornen auf die Fremden; der Baron, der an den sogenannten Vergnügungs- und Erholungsorten ohnehin nie wußte, was er mit solch einem langen Tage machen solle, saß mit Frau und Tochter auf dem Balkon, der an den Speisesaal anstieß. Graf Stefano war für eine Stunde in seine Wohnung gegangen, dem Abte aufzuwarten. Die Wirthin verhandelte mit ihrem Sohne, man hörte ihr bedauerndes: „Herr Gott! Herr Gott!“ — Was der Doktor sagte, konnte man nicht vernehmen.

„Was nur geschehen sein mag?“ fragte die Baronin.

„Sicher Etwas, was uns Nichts angeht,“ antwortete ihr Mann, „aber man kann sich ja erkundigen.“ Und sich an den Doktor und dessen Mutter wendend, fragte er, was vorgegangen sei.

Mutter und Sohn traten zusammen auf den Balkon hinaus, man sah Beiden das Entsetzen an. „Es ist ein fürchterliches Unglück geschehen!“ antwortete die Wirthin. „Man hätte es Ihnen heut'

lieber nicht gesagt, aber von Einem oder dem Andern hätten Sie es doch und vielleicht gerade bei der Tafel erfahren können, und das wäre noch schlimmer gewesen, denn Sie haben ihn ja auch gekannt! — Pater Benediktus ist von dem Vorsprung der Teufelswand hinabgestürzt!" —

„Und beschädigt?" fragten der Baron und seine Frau wie aus einem Munde.

„Todt und zerschmettert!" sagte der Doktor, während sein Blick voll Abscheu auf Viktorine fiel; „man ist eben hinaufgegangen, ihn zu holen, wenn man dahin gelangen kann, wo er liegt."

Viktorine war mit einem Aufschrei in den nächsten Stuhl gesunken, Vater und Mutter waren eifrig um sie bemüht, die Wirthin zeigte die gebotene schickliche Theilnahme, der Doktor hatte sich entfernt. Er wolle nach der unglücklichen Jakobäa sehen, sagte er.

Viktorine weinte, als sie zu sich kam, und verlangte eine Weile in ihrem Zimmer auszuruhen. Man möge, wenn der Graf inzwischen kommen sollte, ihm von ihrem Unwohlsein Nichts sagen, sie wolle ihm nicht nervenschwach erscheinen. Man ließ sie ihren Willen haben, so wie immer. Dem Vater jedoch war ihr Zusammenbrechen aufgefallen.

„Was war das?“ fragte er, als die Tochter fortgegangen war. „Viktorine pflegte doch nicht nervenschwach zu sein.“

Die Mutter sah sich um, ob Niemand sie höre. „Du weißt gar nicht,“ hub sie an, „was das arme Kind hier ausgestanden hat. Der junge Mönch, der umgekommen ist,“ — sie sah sich noch einmal um, ob sie auch allein mit ihrem Manne sei und sagte dann: „er hatte eine ganz wahnsinnige Leidenschaft für sie gefaßt. Mit seinem Tode ist es ganz gewiß nicht richtig!“

„Narrenspossen!“ entgegnete der Baron, der, wenn er einmal gar nichts Anderes zu thun hatte, wohl einen Roman zur Hand nahm und sich durch denselben nicht ungern rühren, oder, wie der gemeine Ausdruck lautet, spannen und erschüttern ließ; während er daneben der festen Meinung war, daß etwas Romantisches, etwas Außerordentliches in anständigen Familien, und nun gar in einem Hause wie das seine und bei seiner einzigen Tochter, durchaus nicht vorzukommen habe. „Narrenspossen! Man braucht Frauenzimmer nur allein zu lassen, so phantasiren sie sich sogar hier unter den Bauern und den Pfaffen eine neue Auflage von Werthers Leiden zusammen. Was

soll denn da nicht richtig sein? Thust Du doch, bei Gott! als wäre im Gebirge noch kein Anderer zu Schaden gekommen. Der junge Mensch wird einen Schwindel bekommen haben! Was ist daran nicht richtig!" sagte er.

„Ja!" fiel die Wirthstochter ein, die inzwischen dazu gekommen war, „so haben es die Schüler auch erzählt. Er hat schon neulich, als mein Bruder mit dabei gewesen ist, einen solchen Anfall und einen so heftigen gehabt, daß er sich an meinen Bruder hat anhalten und stützen müssen; und die Schüler sagen, er sei diese letzten beiden Tage sehr verändert gewesen. Sie hätten sich gewundert, als er mit ihnen heute den beschwerlichen Weg nach der Teufelswand eingeschlagen habe. Oben angekommen, sei er freundlich mit ihnen gewesen, wie immer, dann sei er allein vorwärts gegangen, so daß sie gemeint hätten, er wolle nach Etwas sehen, und in demselben Augenblicke sei er mit ausgebreiteten Armen hinabgestürzt. Heut Nachmittag ist er noch hier in des Bruders Stube gewesen, das war, seit er in's Kloster trat, zum ersten Male. Vielleicht hat er ihn noch berathen wollen. Der Bruder war aber nicht zu Hause, und der Magd, die ihn gesehen und hinaufgewiesen, hatte Benedikt

Nichts weiter hinterlassen. Es war kurz vorher, ehe er mit den Scholaren hier vorüber ging. — Er sah schon die ganze Zeit nicht gut aus, er hat es mit den Bußübungen wohl übertrieben. Wer kann's wissen? Aber es ist Schade um ihn; man dachte immer, er würde in die Höhe und zu Ehren kommen. Die arme Mutter und die Schwestern jammern mich."

„Da hörst Du's!" sagte der Baron, während Katharine wieder in den Saal an ihre Arbeit ging.

Die Baronin schüttelte ungläubig den Kopf. „Ich weiß, was Viktorine mir gesagt hat, und das Mädchen bildet sich Nichts ein. Warum sollte sie es auch? Ihr hat's doch an Anbetern wahrhaftig nicht gefehlt! Aber freilich — wenn Du Recht behalten willst, glaubst Du nicht, was Du mit Deinen eigenen Augen und Ohren siehst und hörst!"

„Ganz gewiß nicht, wenn es mir nicht paßt!" sagte lächelnd der Baron. „Und diese Geschichte paßt mir nicht, und paßt sich nicht! — Jetzt! Wo sie sich mit einem Römer, mit Graf Stefano verlobt hat! — Viktorine soll kein Kind sein und keine Narrenspossen machen! Geh und sprich mit ihr! Ich will davon Nichts hören! Es ist lächerlich!"

Die Baronin ließ sich das gesagt sein. Der Tochter waren des Vaters praktische Bedenken immer leicht verständlich, sie war selber darauf angelegt, sich mit den feststehenden Thatsachen abzufinden, und ungeschehen zu machen war Geschehenes doch nicht.

Am Abend speiste man mit der übrigen Gesellschaft, Viktorine entzückte die Anwesenden durch ihren herrlichen Gesang, man tanzte schließlich auch; der Graf jedoch bemerkte, daß auf der schönen Stirne seiner Braut ein trüber Schatten lagerte, und befragte sie deshalb.

Sie sagte, der schreckliche Tod des schönen und so reich begabten jungen Mönches habe sie erschreckt. Sie sei eben sehr impressionabel! — Der Graf nahm die Sache einfach wie ihr Vater, und wußte sie zu zerstreuen.

Neunzehntes Capitel.

Am andern Morgen wurden die Exequien für Benedikt gehalten. Man hatte seine Leiche aufgefunden.

Nah am Chore stand der schwarz verhängte Katafalk, die Kerzen brannten trotz des hellen Sonnenlichtes, ihr gelber Schein beleuchtete das große silberne Kruzifix, das auf dem Sarge lag. Der Gesang der Mönche erklang in seiner feierlichen Mächtigkeit — Benedikts Stimme fehlte in dem Chore! —

Die Kirche war voll Menschen. Wer in dem Thale irgend Kunde von dem Unglücksfall bekommen, war herbeigeeilt, dem Todten die letzte Ehre zu erweisen und sein Gebet mit den Gebeten zu vereinen, die für ihn gehalten wurden. Auch die Fremden waren sammt und sonders in der Kirche.

Auf ihrem gewohnten Platze knieeten Jakobäa und ihre Töchter. Die Wirthin war an Jakobäa's Seite. Die Unglückliche war wie versteint, es kam keine Thräne in ihr Auge, es war kaum noch ein Wort über ihre Lippen gekommen.

Als die Klosterbrüder den Sarg erhoben, um ihn fortzutragen, stand sie jählings auf, aber sie sank wieder auf die Kniee, und die starren Augen zu der Wirthin gewendet, sprach sie: „Ich hab's herauf beschworen! Ich allein! — Ich habe Gott versucht! Ich sagte, mit Leid und Freud sei es für mich vorbei! Mich fechte jetzt auf der Erde Nichts mehr an! — Gott hat mir's anders zeigen wollen! Er ist der Herr!“ —

Der Zug der Brüder war vorüber, die Leute schlossen sich ihm an, man verließ die Kirche. Als Viktorine, auf des Grafen Arm gelehnt, die Augen voll von Thränen, an Jakobäa vorüberging, drängte es sie, stehen zu bleiben; aber Jakobäa schlug ein Kreuz vor ihr, wie vor dem Bösen, und der Blick, den sie auf sie richtete, fuhr ihr wie ein Stich durch's Herz. Stefano hatte Nichts davon bemerkt, er kannte Jakobäa nicht.

Die Rührung, die Erschütterung waren allgemein, der Baron hatte also Nichts dagegen, daß Viktorine

der ihren freien Ausdruck gab. Sie hing sich, als man wieder zu Hause war, an seinen Arm und sagte: „Hast Du mir die Smaragden schon gekauft, die Du mir versprochen hast?"

Er verneinte es, er habe sie nicht ganz nach Wunsch gefunden.

„So verzichte ich darauf, gieb mir das dafür bestimmte Geld!" sagte sie.

Der Baron wollte wissen, zu welchem Zwecke.

„Ich habe Pater Benedikt sehr gern gehabt und seine Mutter auch," sagte Viktorine. „Ich möchte ihr eine Genugthuung bereiten, möchte eine kleine Kapelle errichten lassen an der Stelle, an welcher der Arme verunglückte, oder besser noch auf der Klostermatte, die er sehr geliebt hat, und auf der ich ihn getroffen habe."

„Du kannst in der römischen Gesellschaft nicht genug von Schmuck besitzen, und die Smaragden sind bestellt!" entgegnete der Baron. „Aber wenn Du es durchaus willst, kann man das Eine thun, ohne das Andere darum zu lassen. Ich hindere Dich nicht, im Gegentheil! Es paßt mir sogar. Es sind hier unter den Gästen ein paar junge Literaten; bekannt würde es durch sie bei uns werden, daß wir hier die Kapelle bauen, und möglicher Weise ist es selbst dem Grafen

recht, der im Kloster Gastfreundschaft genossen hat. Mach' das mit Pater Theophilus ab, oder schreibe an den Abt. — Deiner Mutter wird es überdies zu einer besonderen Satisfaktion gereichen, und wenn's daneben noch die Mutter von dem jungen Menschen tröstet, soll mir's lieb sein!"

Viktorine umarmte den Vater, sie freute sich des Zugeständnisses, und mehr verlangte er von seinem einzigen Kinde nicht.

Das Schicksal der Familie Anschafft wurde unter den Gästen viel besprochen, man mengte Wahres und Erdichtetes wie immer durcheinander. Viktorine unternahm es endlich, die Geschichte ausführlich zu berichten. Der Doktor kam dazu, als sie dieselbe mit der Bemerkung schloß, daß das Dichterwort recht eigentlich für diese Familie gesprochen sei:

Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären!

Man fand die Art, in welcher Viktorine erzählt hatte, sehr anziehend, ihr Citat sehr geistreich. Die jungen Literaten versicherten ihr, es sei zweifellos, daß sie zur Schriftstellerin eine ungemeine Anlage besitze. Sie sagte nicht nein! — Der Doktor dachte sich sein Theil dabei.

Am nächsten Morgen schied die Familie Landesheimer in des Grafen Begleitung aus dem Thale; die Gesellschaft sah sie ungern fortgehen, die Eingebornen sprachen von der Baronin und von Viktorinen wie von guten Feen, Alles rief ihnen ein „Auf Wiedersehen!“ nach.

Auch die Wirthin und ihre Tochter und der Doktor thaten dieses Letztere, und hatten allen Anlaß, es zu thun. — Pater Theophilus war noch am Morgen bei den Damen; der Abt schickte ihnen durch seinen Gärtner ein paar aus Alpenblumen schön gebundene Sträuße.

Nur Eine stand einsam, oben vor der Thür des Hauses, das Maria Josepha gebaut hatte für die Nachkommenschaft, die nun dem Erlöschen verfallen war, und sah finsteren Auges, wie die Wagen die Straße hinanfuhren, die aus dem Thale führt, und sie hatte Mühe, die Verwünschungen zu unterdrücken, die ihr auf den Lippen brannten.

Zwanzigstes Capitel.

Der Doktor hatte starke, gesunde Nerven, aber die letzten Tage hatten ihn doch angegriffen. Er hatte Benedikt sehr lieb gehabt, sein furchtbares Ende ging ihm schmerzlich nahe. Er war zufrieden, daß er am Nachmittage sich ein paar Stunden Ruhe gönnen konnte. Er hatte Mancherlei nachzuholen, mancherlei Papiere zu ordnen.

Als er die Taschen seiner Briefmappe durchsuchte, fiel ihm ein versiegelter Brief in derselben auf, der an ihn gerichtet war und geflissentlich zwischen andere Papiere hineingeschoben zu sein schien. Der Doktor hatte die Mappe in den letzen zwei Tagen nicht mehr in der Hand gehabt. — Benedikt hatte den Brief hineingelegt, als er den Doktor nicht in seiner Wohnung angetroffen.

„Ich schreibe dies Blatt,“ hieß es in demselben, „für den Fall, daß es mir nicht mehr gelingen sollte, Dich zu sehen; wenn Du es liest, wird es hienieden zu Ende mit mir sein. Ich vermag nicht mehr zu leben! — Gott hat, ehe ich noch von mir wußte, mir ein Schicksal auferlegt, das zu tragen er mir die Kraft versagt. Er hat eine Versuchung in meinen Weg gestellt, der nicht zu unterliegen ich gerungen habe, so sehr ich es gekonnt. Aber ich bin irre geworden an Allem, was da ist und sein wird — ich kann nicht weiter! Giebt es einen allgütigen, allweisen Vater jenseits dieses Erdenlebens, in das wir gewiesen werden ohne unsern Wunsch, so wird er Erbarmen haben mit meiner armen Seele und mit der Unzulänglichkeit der armen Kreatur, die er geschaffen hat.

Lebe wohl! Du hattest mich gewarnt! Es war mein Schicksal, daß ich Dich nicht hörte!

Steh' meiner Mutter bei! Meinen Schwestern wird ihr fester Glaube helfen. Lebe wohl!“

Wir hatten dieses Blatt, das uns der Doktor anvertraut, in der Kapelle gelesen, welche Viktorine nach ihrem Uebereinkommen mit dem Abte, auf der

Klostermatte errichten lassen. Es ist nur ein kleiner aber hübscher Bau, der die Gegend schmückt. Graf Stefano hat ein schönes Kästchen mit der gewünschten Reliquie dahin gesendet, das Kloster hat Stationen auf dem Wege nach der Benediktskapelle eingerichtet, sie wird viel besucht. Das Andenken des verunglückten jungen Paters steht im Thale wie im Kloster sehr in Ehren.

Benedikts Schwestern beten täglich in der Kapelle, seine Mutter hat sie nie betreten. Sie ist ihrem alten Platze in der Klosterkirche treu geblieben.

Weshalb die unglückliche Greisin aber den Fremden sich so feindselig erweist, das war uns, seit wir ihr Schicksal kannten, sehr erklärlich.

Im letzten Winter ist sie auch gestorben. Das Kloster hat jetzt den Besitz des ihm vermachten Anschafft'schen Legates angetreten. Jakobäa's Haus ist dem Doktor vermiethet. Er wird es im nächsten Sommer als Dependance der Kuranstalt benutzen.

Ende.

Druck von Otto Janke in Berlin.

PT
2423
L3B2
2
10381